FRANZ LISZT

EIN GEDENKBLATT VON SEINER TOCHTER

Theodor und Marie Köchert.

Brandeis University
Library

This volume is part of the
ARTHUR W. MARGET COLLECTION
in the field of
music

FRANZ LISZT

DER REINERTRAG DIESER VERÖFFENTLICHUNG
FLIESST DEM BAYREUTHER FESTSPIELFONDS ZU

FRANZ LISZT

EIN GEDENKBLATT VON SEINER TOCHTER

E Wagner, Cosima (Liszt)

ZWEITE AUFLAGE

F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN 1911

Übersetzungsrecht vorbehalten
Copyright 1911 by F. Bruckmann A.-G., München

ML410
L7
W14

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

KARL KLINDWORTH

DEM WÜRDIGEN JÜNGER FRANZ LISZTS

FREUNDSCHAFTLICH ZUGEEIGNET

243372

Zu Liszts Briefen an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Die Briefe Franz Liszts an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein bilden ein bedeutendes Dokument zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Da es nun stets zu wünschen ist, daß das Denkmal einer Persönlichkeit nicht ein einseitiges bleibe, so erschien eine Ergänzung geboten, durch Mitteilungen von der anderen Seite her, welcher seine künstlerische Persönlichkeit ebenso entschieden zugewandt und zugeeignet war, wie seine menschliche in ergreifender Weise jener außerordentlichen Frau.

Daß eine solche Ergänzung nicht gelingen konnte, ohne auch auf das Menschliche beider Persönlichkeiten ein noch klareres Licht fallen zu lassen, als es allein aus Briefen, deren Anlässe und Beantwortungen fehlen, zumal für die Fernerstehenden zu gewinnen ist, das unterliegt keinem Zweifel. Hier aber waren gerade die Nächststehenden in der Lage, an der Ergänzung sich zu beteiligen durch eine Zusammenfassung von Erinnerungen und Berichten, nebst noch unveröffentlichten Briefen und bedeutsam charakteristischen Äußerungen Liszts gegenüber seiner Tochter.

Die dieser Darstellung angefügten Beilagen erscheinen möglichst chronologisch geordnet, um gewissermaßen für sich wiederum ein Lebensbild zu spiegeln. Voraufgeschickt wurden in ununterbrochener Folge fünf bisher unbekannte Briefe Liszts an seine Kinder (I—V). Ein Schreiben Bülows an seine Mutter (VI), aus dem I. Bande der Ausgabe Bülowscher Briefe, leitet über zu den als charakteristische Beispiele gegebenen Auszügen aus den Briefen an die Fürstin selbst (VII—XII). Es folgen dann zwei Briefe Wagners an Bülow, wozu ein Begleitwort Liszts an die Fürstin gehört (XIII—XV). Schließlich fügte es sich gleichfalls chronologisch, daß ein Auszug aus einem der Briefe an die „Ungenannte" (XVI) in dasselbe Jahr, nur zwei Monate später fiel, wie das Testament Liszts (XVII), welches diese persönlichen Mitteilungen abschließt. Einen Nachtrag bilden noch die drei Beilagen (XVIII—XX): zur Charakteristik der Fürstin aus Malvida von Meysenbugs „Lebensabend einer Idealistin", die Stelle über Erik im „Fliegenden Holländer" aus dem in Liszts Schriften aufgenommenen Aufsatze, dessen Verfasserin die Fürstin war, das Fragment eines früheren Aufsatzes von Liszt aus der Ramannschen Biographie. —

Kürzere Zitate aus den Briefen, welche in die Darstellung selber eingeschaltet sind, wurden in deutscher Übertragung gegeben (wenn auch teilweis mit dem französischen Wortlaut als Anmerkung).

Das Bild aber, welches wir diesen Mitteilungen

verdanken, wird sich in wenigen Worten nicht besser charakterisieren lassen als durch die Verse Goethes aus „Des Epimenides Erwachen“:

Das, was ich lehre, ist so leicht,
und fast unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen.

I.

Es gibt bezüglich der Veröffentlichung von Briefen, wie wir eine solche vor uns haben, zweierlei Auffassungen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Die eine verwirft sie ganz und gar, indem sie Intimitäten aus der Öffentlichkeit als eine Entweihung verweist und es als ein Unrecht gegen die Verfasser vertraulicher Briefe, sowohl als gegen die in diesen Briefen Erwähnten betrachtet, daß sie ungefragt gleichsam bloßgestellt werden. Sie leugnet, daß der bedeutende Mensch dadurch besser gekannt werde, im Gegenteil meint sie, daß durch das Vordringliche des Einzelnen, unvermeidlich Kleinlichen, das Bild der Größe, welches wir durch die Kenntnis der Werke, der Gedanken und der Taten erhalten, Einbuße erleidet.

Die andere Meinung lautet dahin, daß die wirkliche Kenntnis der Persönlichkeit eines bedeutenden Mannes solche Veröffentlichungen geradezu erheische, daß man dieser Kenntnis das Opfer der Diskretion zu bringen habe und sich nicht darum kümmern dürfe, ob Zartgefühl und ehrerbietige Scheu vor dem Menschen, dessen Herzensgeheim-

nisse man der grellen Beleuchtung der Öffentlichkeit aussetzt, gekränkt werde.

Behufs unserer vorliegenden Arbeit vertreten wir letztere Ansicht und suchen das Bild, welches sich uns aus diesen Briefen ergibt, durch alle noch aufzufindende Züge aus dem Leben Franz Liszts zu ergänzen.

Wir müssen es dabei höchlich bedauern, daß die Briefe der Adressatin nicht mit gedruckt wurden. Erstens, weil es von großem Interesse gewesen wäre, die geistvolle Frau in ihren unmittelbaren Herzensäußerungen kennen zu lernen —; (ja, es will uns bedünken, als ob man durch Teilnahme an ihren Gefühlsergüssen ihrer Begabung bei weitem gerechter hätte werden können als durch das, was wir von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit besitzen;) — dann aber erhalten wir von den Briefen Liszts den Eindruck, als ob sie ein Widerhall der empfangenen Mitteilungen seien. Er erscheint als der Gelenkte und sie war die Lenkerin, und dies ist natürlich.

Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein hatte alles für ihn geopfert: ihr Vaterland, ihre Tätigkeit auf ihren Gütern, ihre angesehene Stellung, ja, für die Kurzsichtigen, welchen die Fähigkeit mangelte, ihre hohe, strenge Sittlichkeit zu würdigen, ihren Ruf; und sie hat einen Kampf mit den tyrannischesten Mächten, zugleich mit den kleinlichsten Schwierigkeiten, in bewunderungswürdiger Weise aufgenommen und durchgeführt.

Inmitten dieser Kämpfe vermochte sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte, zu erfüllen. Sie

hat ihm ein Heim geschaffen, hat darin über seine geistige Tätigkeit gewacht, seine Gesundheit gepflegt; sie regelte zugunsten seines Wohles die kleinsten Gewohnheiten, hütete ihn vor Überschreitungen, kümmerte sich um alle seine Angelegenheiten mit rastloser Teilnahme, nahm sich seiner Mutter und seiner Kinder in eingehender und unermüdlicher Weise an und hat eine Gastfreundschaft ausgeübt für alle diejenigen, welche mit ihrem Freunde von Nah oder Fern, ob groß oder klein, bedeutend oder gering, zusammenhingen, wie man sie sich (alle Zeugnisse stimmen da überein) nicht breit, freundlich und vornehm genug vorstellen kann.

Was konnte der Künstler ihr dafür entgegenbringen? Seine ganze Persönlichkeit und alles, was diese in sich schloß. Soviel das heißt, so können wir doch nicht anders finden, als daß er ihr dies schuldig war. Da sehen wir denn auch aus seinen Briefen, daß er in allem und jedem sich ihr unterordnete, ihre Ansichten als weit bedeutender, ihre Kenntnisse als viel umfangreicher als die seinigen preist. Beinahe beständig sagt er ihr, daß er nicht zu schreiben versteht, daß er ein Träumer sei, und daß er nur durch sie die Fähigkeit des Denkens und Schaffens erhalte. Aus den Briefen der Freundin hätten wir auch ein Bild von den beständigen Prüfungen des Lebens gewonnen, welche uns die angespannte Extase, die ein Merkmal der Antworten Liszts ist, erklärt hätten. — Betrachtet man die Dinge, wie wir sie in Kürze darzustellen

versuchten, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn der Freund ihr schreibt, das Winken ihres Tuches habe eine Bedeutung gehabt, welche der ganze Ring des Nibelungen nicht erreichen könne; oder das Adagio eines der letzten Quartette von Beethoven sei der Stimmung nicht unwürdig, welche die Fürstin in ihrem Schreiben ausdrücke.

Zur Ergänzung der Betrachtung, die wir anstellen, um zu einer richtigen Würdigung der Briefe Franz Liszts zu gelangen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Fürstin weder von Gestalt, noch im Antlitz schön war, ja, daß ihre Erscheinung auf einige, die nicht mit ihr in näheren Umgang gelangten und den eigentümlichen Zauber ihrer Mitteilsamkeit empfingen, fast einen befremdenden Eindruck hervorrief. Das Bild, welches der Biographie Liszts von Lina Ramann beigegeben ist, zeigt uns eine Physiognomie, deren Bedeutung so groß ist, daß die Unschönheit uns überwunden dünken muß. Die Stirn zeugt von einer hohen Intelligenz, die Augen haben eine schmerzliche Glut (vos yeux de griffon „Ihre Greifenaugen" schreibt ihr Liszt). Der zusammengepreßte, weite Mund spricht von der gewaltigsten Energie. Man ist versucht, bei diesem Antlitz an eine weissagende Sibylle zu denken, und man begreift, daß einer solchen Natur gegenüber in der Intimität nur jene, von Goethe empfohlene Nachgiebigkeit geziemend war. („Erzesel, der ich bin" — so schreibt er ihr einmal —, „mir einzubilden, recht zu tun, indem ich anderes tue, als Sie wollen. Sie haben diesen

Vorteil über Homer selbst, dem Horaz gestattete, hier und da zu schlafen, daß Sie niemals auch nur über ein einziges Jota Ihrer geringsten Verordnungen einschlummern.“ — „Sie können sicher sein, daß Sie niemals mehr auf irgendeine Opposition meinerseits stoßen werden.“) Der weibliche Reiz drückt sich in diesem Bilde nicht aus, und hoben wir dies hervor, so geschieht es, weil darin uns ein Grund mehr zu den exaltierten Beteuerungen seitens des Freundes zu liegen scheint. Gewiß hat Carolyne Wittgenstein den Mangel an Schönheit, zumal bei der faszinierenden Erscheinung ihres Freundes, empfunden, und wird dieser Schmerz zu all den beständigen Leiden, von denen uns die Briefe künden, sich gesellt haben. Wir geben in der Beilage (X) einen Brief, welcher augenscheinlich als Erwiderung auf ihren Vorschlag zu deuten ist, ihm seine Freiheit wieder zu schenken, und fügen hier einige charakteristische Zitate aus Liszts Briefen bei.

(Brief 58.) I. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Teure. Ihr Brief von heute morgen war verzweiflungsvoll. Wie können Sie von Gewissensbissen, Vorwürfen und Undankbarkeit gegen mich sprechen? Mein Gott, kennen Sie mich denn noch nicht? Ungeachtet aller meiner Fehler, meiner Mängel und meiner Wunderlichkeiten, glauben Sie mir, daß ich Ihre Liebe niemals verkennen werde, in welcher Form auch immer sie sich kleiden möge. Ich hoffe, daß Sie zur jetzigen Stunde wieder etwas ruhiger geworden sind, denn wie wollen Sie in

diesem heißen Fieber und ewigen Starrkrampf weiterleben? Ich bitte Sie kniefällig, schonen Sie sich. Bewahren Sie sich ein wenig Gleichgewicht und vermehren Sie die Besorgnisse nicht, die bisweilen einen so tiefen Schatten auf meine Zukunft werfen. Suchen Sie sich mir zuliebe mehr Seelenruhe zu verschaffen und verzehren Sie sich doch nicht so vorzeitig!

(Brief 53.) Hier bin ich nun in dem selben Zimmer, an diesem Tisch und ganz nahe jenen Fenstern, wo ich Sie soviel — leiden, soviel weinen und soviel lieben sah!

(Brief 21.) „Es ist schon so lange her," schreiben Sie mir, „daß ich eine tiefe Trostlosigkeit aufsuchte, um sie zu lindern, so lange her, daß ich bei einem Kranken wachte, daß ich den unbefangenen Überraschungen der Kinder an den großen und schönen Dingen lauschte, die man sie lehrt, daß ich eine Verwirrung aufhob, daß ich Tränen fühlte ..." Und was tun Sie denn anders, als Ihre Barmherzigkeit verdichten und alle Ihre Gnade für Einen vorbehalten, indem Sie, wie Sie es tun, einem Kranken, einem Kinde, einem Betrübten, einem Zerwühlten, einem von seinen Tränen Ausgedorrten, wie ich dies bin, Ihre schöne und edle Hand reichen! Ja, Sie sind für mich der Engel des himmlischen Erbarmens, — unaussprechliche Geheimnisse haben sich mir in Ihnen enthüllt — und werde ich, Ihren Namen segnend, dereinst in Frieden sterben.

Man sieht, allen Schmerz, den sie zu leiden hatte,

trachtete der Freund mit seinem Liebesenthusiasmus zu beschwichtigen. Wir können diese Leiden unmöglich einzig und allein auf ihre durchkreuzten Bemühungen um die Verehelichung mit Liszt zurückführen. Sie lebte mit dem Mann, den sie über alles liebte. Sie besaß eine edle Tochter, welche divinatorisch innig ihr das Leben verklärte. Stolz durfte sie daher die Feindseligkeiten bestehen, so bitter auch vieles darin für sie sein mußte. Wir glauben demnach, daß ihr das Schwerste nicht erspart blieb: daß ihr in trostlosen Augenblicken Zweifel an ihrer Bestimmung selbst in der Seele aufstiegen, wie sie über jeden Menschen verhängt werden, der es wagt, feste Bande zugunsten eines höheren Berufes mit heiligem Mut zu lösen. — So haben wir bei seinen, immer sich wiederholenden Beteuerungen die Empfindung, nicht einer natürlichen Freude an der Liebeserklärung für ein durch ihre Reize ihn anziehendes Weib, sondern einer Leistung, in welcher alle Seelenkräfte in Spannung sind, um einer über alles dankbar verehrten und bewunderten Frau durch den Ausdruck anbetungsvoller Liebe über Pein und Not der schwersten Art zu helfen.

Ebenso beruhigt er sie stets über die Unwandelbarkeit seiner Empfindung, und bei einem Fall nimmt sich dies förmlich humoristisch aus. Er hatte einen Hund vor dem Tode gerettet und ihr geschickt. In dem nächsten Brief versichert er Carolyne, daß dieser Hund in keiner Weise etwa einer unreinen Quelle entstamme, sondern daß er

zum Schinder geschleppt werden sollte und dadurch sein Mitgefühl erregt habe.

So fehlen denn Behagen und Heiterkeit in diesen Briefen fast ganz. Der einzige, der uns einen übermütigen Augenblick mitteilt, ist aus Zürich. Wir geben ihn unter den Beilagen (IX).

In einem Schreiben an eine ungenannte Schülerin erwähnt Liszt einen Abstecher der Fürstin nach Berlin mit folgenden Worten: „Seit gestern abend bin ich allein auf der Altenburg. Die Fürstin ist mit ihrer Tochter für einige Tage nach Berlin, um die Museen, das Atelier von Rauch usw. zu besuchen. Ich habe ihnen sehr zugeredet, diesen Ausflug zu machen, denn Weimar bietet ihnen augenblicklich wenig Annehmlichkeiten. Es handelt sich einfach um geduldiges Ausharren — aber dies stimmt nicht heiter. Glücklicherweise ist in der letzten Zeit die Wißbegierde und der leidenschaftliche Anteil, den die Fürstin an Kunstwerken (der Malerei, Bildhauerei, Architektur) nimmt, wieder ziemlich erwacht, und da sie seit etwa 20 Jahren nicht mehr in Berlin war, wird sie ihre Zeit leicht auf angenehme und lehrreiche Weise in dieser Hinsicht verbringen können. Das wird für sie jedenfalls besser sein als die Spaziergänge in unserem Park oder sterile Korrespondenz.“ (Briefe an eine Freundin S. 33.)

Auch trägt der Umstand, daß die Fürstin in ihrer Fürsorge gleichsam jeden Augenblick aus Liszts Leben zu wissen wünschte, dazu bei, einen großen Teil dieses Bandes der Aufzählung unbedeutender sozialer Beziehungen gewidmet zu sehen.

Wir sprachen es aus, daß in allem, in Wichtigem wie in Geringfügigem, Liszt seiner Freundin nachgab. Eines der bedeutendsten Beispiele dafür bezieht sich auf seinen Wunsch, eine Oper zu komponieren. Bereits mit 14 Jahren hatte er ganz naiv dieser Kunstgattung sich zugewendet und eine Oper geschrieben, welche in Paris unter großem Beifall dreimal aufgeführt wurde.

Bei seinem Aufenthalte in Wien übergab ihm Mosenthal ein Textbuch, das später Anton Rubinstein unter dem Titel: „Die Kinder der Haide" komponierte, und man sieht aus seinen Äußerungen an seine Freundin, daß er eine starke Lust zur Komposition verspürte. Auch hatte ihm Richard Wagner des häufigen zugerufen: mach' dich an das Drama! Allein die Freundin stimmte dagegen, und er gab den Plan auf.

Ein anderes Beispiel erzählt uns Lina Ramann bezüglich des Schlusses der Dante-Symphonie. Richard Wagner habe den Freund angeregt, das Magnifikat ätherisch ausklingen zu lassen. Die Fürstin aber wünschte einen glänzenden Abschluß, für welchen sie ein Programm von der erweckten menschlichen Tatkraft entwarf. Liszt machte zwei Schlüsse. Der Meister, dadurch unbefriedigt, soll ausgerufen haben: „Da sieht man, welchen Einflüssen er folgt." Wir lassen die Echtheit des Ausrufes dahingestellt und erwähnen den Fall nur, weil er charakteristisch für das Verhältnis ist, welches die Briefe uns vorführen.

Man ersieht aus der Biographie von Lina Ramann,

daß die Verfasserin ihre Angaben aus dem Munde der Fürstin erhielt, ja, fast möchte man glauben, daß die Fürstin selbst einiges dafür geschrieben hätte, und abgesehen davon, daß dadurch eine möglichst reichhaltige Kenntnis der Einzelheiten aus Liszts Leben ermöglicht wurde, bekommen wir einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik des Wesens der Fürstin, welches uns hier beschäftigen muß. Da man sich mit Liszt nicht befassen kann, ohne die Fürstin Wittgenstein mit zu betrachten, so ist dieser Beitrag auch zu ihrer Kenntnis wichtig und wertvoll.

Einen Einblick anderer Art gewähren uns zwei Briefe Franz Liszts an seinen Sohn, die wir zur Vervollständigung des Bildes des außerordentlichen Mannes beilegen. (B. IV. V.)

Es handelt sich darin um das gleiche Thema, um Preise, welche der Knabe errungen hatte: der eine, ein Geschichtspreis, den er mit 13 Jahren erhielt, der andere, die Auszeichnung, die ihm mit 15 Jahren bei dem Wettbewerb sämtlicher Lyzeen von Paris zuteil wurde. Der letzte Brief, in Wien geschrieben, ist expansiv vertraulich, zärtlich, der erste ist von auffallender Strenge, ja herrisch. Dieser Brief ist in Weimar geschrieben. Wir können ihm entnehmen, wie die Fürstin bedacht war, keine unheilvolle Schwäche gegen den Sohn aufkommen zu lassen. Man sieht, bei ihr war alles edler Plan und hohe Absicht. Auch wie die Dinge abseits dessen, was sie sind, sich ausnehmen, bekümmerte sie. Liszt versichert sie zu wiederholten Malen, daß

er eine gute Haltung beobachte, Anstand und Würde wahre, um ihrer nicht unwert zu sein. (Bon maintien, bonne contenance.) Sie hatte in das ungeordnete Leben Liszts eingegriffen, mit dem festen Vorsatz, nach allen Seiten hin alles zum besten zu lenken. Wir erfahren durch Lina Ramann, daß sie eine kleine Betstube in der Nähe des gemeinsamen Arbeitszimmers für sich und Liszt eingerichtet hatte, wir wissen, daß sie ihren Schreibtisch so gut wie neben dem seinigen hatte, und daß er ihr alle seine Briefe übergab. Gebet, Inspiration, Pflichterledigungen, alles teilte sie mit ihm und allem verlieh sie das Gepräge ihrer seltenen Individualität.

Auffallend ist es, daß er seiner Freundin von Wien aus in keiner Weise die Freude ausdrückt, welche ihm die Auszeichnung des Sohnes verursachte. Auffallend aber nur für diejenigen, welche das nicht beobachten, womit wir unsere Untersuchung begannen. Das ritterliche Zartgefühl Liszts ließ es seiner Freundin gegenüber nicht aufkommen, daß er außerhalb ihrer irgendeine hohe Freude genießen könne.

Doch wird es an solchen gewiß nicht fehlen, welche Liszt der Schwäche zeihen und es bedauern werden, daß er sich gleichsam durch die Bedeutung seiner Freundin absorbieren ließ, daß er in manchen geistigen Leistungen sich unterordnete und ihr einen solchen Anteil an seinen Schriften einräumte, daß sie, wie z. B. das Buch über die Zigeuner, eine förmliche Ummodelung erfuhren; sie werden nicht

recht verstehen, warum der Dante-Symphonie ein Vorwort beigegeben werden mußte, welches fast Takt für Takt das Werk erklärt, da doch die große Einteilung: Inferno, Purgatorio und Schlußmagnifikat alles sagt und das übrige reine Musik zu sein hat; auch kaum, warum er nicht mit Ruhe und Muße nach innerem Bedürfnis seine „heilige Elisabeth“ vollenden konnte; sie werden beklagen, daß diese Vollendung aus Stimmungen hervorging, wie wir aus folgenden Worten merken: „Was mich betrifft, so habe ich mich mit bitterem Schmerze meines Anfalles schlechter Laune von gestern bezüglich der Elisabeth erinnert! Wie ist es möglich, daß ich Ihnen auch nur den Schatten eines Kummers verursache? Ich kann es mir wirklich nicht verzeihen! Aber ich verspreche Ihnen, daß die heilige Elisabeth beendigt sein wird, eher noch, als Sie es denken.“ Aber in solcher Verurteilung liegt eine Verkennung der beiden Naturen und ihrer Beziehung. In dieser Beziehung gab es nur vollständige Verschmelzung, und deshalb schickten wir die Meinung voran, daß in allem und jedem die Briefe ein Widerhall sind. Was man mit Recht allgemein aufgestellt hat, daß Briefe das Bild des Adressaten uns ebenso geben als wie das des Schreibers, gilt mit besonderer Kraft von diesen Episteln.

Was uns in rührender Weise in dem Buche noch entgegentritt und was als der Ausfluß seiner reinen, von jedem Einfluß gelösten und unter allen Umständen sich gleich kundgebenden Persönlichkeit

erscheinen darf, das ist seine Hilfsbereitschaft für andere. Wie ihm gelohnt worden ist, weiß die Geschichte. Sollten die Namen derjenigen, die von ihm Anregung und Förderung erhielten und die ihm so wunderlich erwiderten, zur Nachwelt gelangen, so wird diese wohl über das Vorgeben lächeln, die heiligen Güter der Kunst durch solches Benehmen wahren zu wollen. Der dünne Deckmantel der traurigsten menschlichen Eigenschaft zerfällt jetzt schon wie Zunder; da die Werke Richard Wagners die Bühnen in allen Ländern beherrschen und die Werke Liszts dank den rastlosen Anstrengungen überzeugter Künstler, an deren Spitze der edle Heinrich Porges lange stand, ihren Platz mit immer größerer Bestimmtheit einnehmen. Wie beschämend für Liszts Gegner ist die Art, mit welcher er ihr Betragen aufnahm und unerschütterlich bei der Anerkennung ihrer eigenen Fähigkeiten verharrte. „Gegen Mitternacht kam Joachim an, der sich entschuldigte, mir am Bahnhof nicht entgegen gegangen zu sein — Armgart war gekommen, um nur einige Stunden hier zuzubringen, und es lag ihm daran, sie zu sehen. Ihre Mutter befindet sich auf ihrem, mehrere Stunden von Berlin entfernten Landgut, und Armgart kehrt, heute, glaube ich, dahin zurück. Die Ouverture Joachims zu Heinrich IV. von Shakespeare ist, wie es scheint, vollständig durchgefallen, und ich weiß nicht, inwiefern seine sehr großen und wohlverdienten Erfolge als Virtuose ihn für die Ungerechtigkeit der Kritik entschädigen, welche seine Kom-

positionen einfach ablehnt. Was mich betrifft, so habe ich ihm zugeredet, sich darüber keine Gedanken zu machen und, ohne nachzulassen, weiter zu arbeiten — wohin ihn der Zug seiner Phantasie treibt. Wenn er sich von dem ihm begegnenden Widerstand nicht zu sehr ‚verbittern' läßt, bin ich überzeugt, daß er sehr Bedeutendes schaffen wird, denn er ist ein Musiker von hohem Schlag und großem Wert. Mehr als irgendeiner ist er berufen, Schumann fortzusetzen, was vielleicht eine ziemlich undankbare Aufgabe sein mag, aber eine edle und dadurch beneidenswerte ist. Gegen 1 Uhr begleitete ich Joachim mittelst Droschke nach Hause." Wir erfahren aus den Briefen, daß Clara Schumann es verweigerte, bei dem Festkonzert, welches in Wien zu Ehren Mozarts im Jahre 1856 unter Liszts Direktion gegeben wurde, mitzuwirken, Clara Schumann, welche durch Liszt in jeder Weise gefördert worden war, sie, die Witwe Robert Schumanns, für welchen Liszt in frühester Zeit enthusiastisch eintrat! Und wenn es sich noch um ein Konzert mit Lisztschen Kompositionen gehandelt hätte! Heiter und gern erzählte Liszt, daß Clara Schumann, einmal aufgefordert, am Wiener Hofe zu spielen, zu ihm gekommen sei und ihn aufgeregt gefragt hätte, was sie denn vortragen sollte. „Sehen Sie," erwiderte er munter, „wenn Sie das schlechte Zeug, meine Sachen, spielten, wären Sie jetzt nicht in Verlegenheit."

Doch, wir mögen uns bei diesem unwürdig-kleinlichen Gebaren seiner ihm Dank schuldigen,

zu Feinden gewordenen Genossen nicht aufhalten und verlassen dieses Thema, welches für uns nur durch Liszts Großmut eine Bedeutung erhält, mit den Worten, welche er über Robert Schumanns Grab an seine Freundin richtete: „Die fünf Platanen um das Grab von Schumann sind ein ergreifendes Bild, welches ich bei einem nebligen Tag betrachten werde. Sie versinnbildlichen die Schule Schumanns nach seinem Tode — Clara, Joachim, Brahms, Bargiel und Dietrich. Hiller hätte (in einem vorher erwähnten Aufsatz) sie besser verwenden können."

Ein anderer, Liszt ganz eigener Zug bekundete sich in seinen Mitteilungen über die Aufnahme seiner Kompositionen. Fast durchweg ist das Publikum freundlich gegen ihn, die Presse behandelt ihn aber in einem Ton, der ihn überrascht und stutzig macht, weil er wohl auf Kritik und Opposition gefaßt war, durchaus aber nicht auf Gehässigkeit und verächtliche Unart. Er drückt sich darüber mit Staunen aus. Arglos hatte er gewähnt, in dieser Welt unter seinesgleichen zu leben. Seine Meinung von sich war von je eine schlichte. Öfters bemerkte er von seinen Werken: sie sind vor soundso langer Zeit geschrieben, als ob er damit sagen wollte, daß sie gewiß überholt werden könnten. Er hoffte, nach Kräften der Kunst gedient zu haben, und erntete dafür förmliche Beleidigungen. Aber auch hierbei treffen wir bei ihm auf keine Auslassung, wie sie wohl berechtigt gewesen wäre, sondern sein Staunen und seine unvermeidliche Verletztheit geben ihm

einzig Veranlassung zu der Kundgebung eines gesteigerten Mutes und Scharfsinns: „Der Erfolg für uns liegt in der Erfüllung unserer Pflicht und dem unbeirrten Aufrechthalten unserer Überzeugung."

Wir glauben, den ersten Abschnitt über die vorliegende Veröffentlichung nicht besser schließen zu können, als indem wir noch einige Sätze aus den Briefen diesem Zitat anschließen.

„Das Publikum ist zerstreut und blasiert, wenn nicht stumpfsinnig, — die Kritik, durch das Gefühl ihrer äußerlich sehr vorhandenen Bedeutung aufgebläht, ist oft käuflich und von ganz anderen Interessen eingenommen als denen der Kunst und der Künstler. Die Musiker und die musikalische Zunft, die Herausgeber, Agenten, Händler usw. sind aus Unverschämtheit, Eifersucht und Dummheit zusammengeknetet"[1]).

„Dem Musiker ist wahrhaftig nach dem Tänzer unter allen Künstlern das schlechteste Teil zugefallen, wenn ihm — wie mir — die Geschäftigkeit des menschlichen Ameisenhaufens ein betrübendes Schauspiel ist. Der Vorzug der Maler, Bildhauer, Schriftsteller erscheint mir unschätzbar, denn sie können sich zur Verbreitung ihrer Gedanken der Farbe, des Marmors oder der Buchdruckerkunst ohne jede andere Mittelsperson bedienen — die

[1]) Le public est blasé, distrait, sinon stupide — la critique bouffie de son importance, très réelle à l'extérieur, souvent vénale et occupée de tout autres intérêts que celui de l'art et des artistes. Les musiciens et la gent musicale, éditeurs, courtiers, brocanteurs, etc., sont pétris d'impertinence, de jalousie et de sottise. (S. 425.)

Menschen beiseite lassen, und nach ihrem Belieben für ihre Person die Ruhe der Zurückgezogenheit und das Schweigen nach außen genießen. Auch würde ich sie beneiden, wenn ich schließlich nicht wüßte, daß jeder auf dieser Welt sein Kreuz zu tragen und seine einzige Hoffnung auf Gott zu setzen hat!“[1])

„Beschuldigen wir niemals diejenigen, welche im Unglück sind“[2]).

„Ich habe nichts mit der Welt gemein, die nichts für mich tut, und wüßte nicht, was mit der Welt anfangen, welche ich in mir bewohne. ‚Der Künstler ist himmelreichsunmittelbar‘, sagte ich gestern als Gegensatz zum Dünkel der Reichsunmittelbaren. Was mich betrifft, so bin ich kaum mehr geneigt, mich heruntersetzen und durch die Vulgaritäten und Kleinlichkeiten des Salons mediatisieren zu lassen“[3]).

[1]) Le musicien est en vérité après le danseur le plus mal partagé entre tous les artistes — quand, comme pour moi, la rumeur de la fourmilière humaine lui est un spectacle chagrinant. L'avantage du peintre, du statuaire, de l'écrivain, de pouvoir répandre sa pensée sans autre intermédiaire que la couleur, le marbre et la typographie — laissant de côté les hommes et jouissant pour leurs personnes de la retraite et du silence extérieur à volonté — me paraît d'un prix inestimable. Aussi leur porterais-je grande envie, si en définitive je ne savais que chacun doit porter sa croix en ce monde et n'espérer qu'en bon Dieu! (S. 423.)

[2]) N'accusons jamais ceux qui sont dans l'infortune! (S. 404.)

[3]) Je n'ai que faire du monde qui ne fait rien pour moi, et ne saurait que faire du monde que j'habite en dedans de moi: „Der Künstler ist himmelreichsunmittelbar“ disais-je hier en opposition à la morgue de tous les Reichsunmittelbaren. Pour ma part, je ne suis plus guère disposé à me laisser amoindrir et

„Bezüglich des Tannhäuser, dessen Aufführung mir wirklich sehr große Freude machte, habe ich über die Lage heute früh zu Kroll gesagt: „Der letzte Schwanz der Opposition, welche sich natürlich bemerklich machen mußte, wird sich allmählich zurückziehen und sich zusammenringeln und also für die Zukunft das Null in der Zahl der Erfolge bilden!“ [1])

„Auf einen Trinkspruch, der mir von einem Herrn von Löwenstein, einem Dichter und Kritiker, ausgebracht wurde, habe ich ungefähr folgendes erwidert: Über dem Künstler steht die Kunst. Als herrschender Künstler bin ich aus Berlin ausgezogen, als Diener der Kunst kehre ich wieder zurück. Soweit es anging, habe ich meinen Standpunkt klargemacht — nun bleibt abzuwarten, wie man mich behandeln wird. Auf alle Fälle werde ich mich aller Klagen außer des Lamento meines Tasso enthalten“ [2]).

«médiatiser» par les vulgarités et les mesquineries de salon. (S. 348.)

[1]) A propos du Tannhäuser, dont la représentation m'a fait vraiment un très grand plaisir, j'ai dit ce matin à Kroll le mot de la situation: «La queue de l'opposition qui ne peut manquer de se faire apercevoir, se rétrécira petit à petit pour s'arrondir — et former ainsi pour l'avenir le Zéro du chiffre du succès!» (S. 295.)

[2]) En réponse à un toast qui m'avait été porté par un Mr. de Löwenstein, poète et critique, j'ai répondu à peu près: Über dem Künstler steht die Kunst. Als herrschender Künstler bin ich aus Berlin ausgezogen, als Diener der Kunst kehre ich wieder zurück. Autant que faire se pouvait, j'ai mis mon point et ma virgule — et il faudra voir de quelle manière on me traitera. En tout cas, je m'abstiendrai de lamentations, en dehors du Lamento de mon Tasse. (S. 289.)

„Übrigens wird es mir immer klarer bewußt, daß der traurigste Beruf ist, Ideen zu haben, welche nicht die aller Welt sind, und bis zu welchem Grade die Stellung eines Musikers meines Schlages mühselig ist. Was auch kommen möge, ich werde bestrebt sein, das zu tun, was ich soll. Der liebe Gott war zu gütig gegen mich, indem er Sie mir schenkte — alles übrige kümmert mich wenig!“[1])

„Jedes große Talent ist als Edelmann geboren; und selbst dann, wenn sein ursprünglicher Adel durch entlehnte Manieren verdorben oder bloßgestellt, ans Spießbürgerliche oder ans Lächerliche streifen würde, so wird ihm dennoch stets so viel von seiner ursprünglichen Edelrasse bleiben, um die Mängel der augenblicklichen Umstände zu verdecken“[2]).

„Was meine Messe betrifft, so verlangt sie eine Frömmigkeit und einen Glauben, wie sie unseren musikalischen Gewohnheiten ziemlich fremd sind. Ich fürchte, sie wird ohne meine Mitwirkung ein wenig schief gehen und daher nicht den Eindruck

---

[1]) Du reste, j'aperçois de plus en plus clairement, combien c'est un triste métier en ce monde — d'avoir des idées qui ne sont pas celles de tout le monde, et à quel point la position d'un musicien de mon espèce est pénible. — Quoiqu'il en advienne, je tâcherai de faire ce que je dois! Bon Dieu à été trop bon pour moi, en vous donnant à moi — tout le reste ne m'importe guère! (S. 274.)

[2]) Tout grand talent est né gentilhomme, et lors même qu'il lui arriverait de gâter ou de compromettre sa noblesse d'origine par une gentilhommerie d'emprunt, jusqu'à friser le bourgeois ou le ridicule — il lui resterait toujours assez de sa race première, pour couvrir les défauts des circonstances. (S. 261.)

hervorbringen, den ich beabsichtigt und selbst empfunden habe. In allem, was ich tue, glaube ich etwas Neues zu sagen zu haben. Es ist daher wesentlich, daß man sich meine Gedanken und meine Gefühle aneigne, will man anders nicht Verrat an ihnen üben. Karlsruhe war mir in dieser Hinsicht eine sehr nützliche Lehre, die zu beherzigen ich mir angelegen sein lasse. In geringerem Grad wie Wagner bedarf ich doch auch Menschen und Künstler und kann mich weder mit Handwerkern, noch mit einer mechanisch korrekten Aufführung begnügen. Der Geist muß auf den Tonwellen schweben wie über den Wassern der Schöpfung!"[1])

„Es war mir ganz unmöglich, während der vierzehn Reisetage irgend etwas zu schreiben — und ich bedarf wirklich des Notenschreibens, um mich im Gleichgewicht zu erhalten. Ich komme mir wie ausgetrocknet vor, wenn ich mehrere Tage ohne Notenpapier verbringe. Mein Gehirn zieht sich zusammen und ich werde unfähig, den äußerlichen

[1]) Quant à ma Messe, elle exige une certaine piété et une certaine foi, fort étrangères à nos habitudes musicales. Je crains que sans ma participation, elle n'aille un peu de travers — et en conséquence ne produise pas l'impression que j'ai voulue et ressentie. Dans tout ce que je fais, je crois avoir quelque chose d'assez nouveau à dire. Il est donc essentiel qu'on s'assimile ma pensée et mon sentiment, pour ne pas le trahir par une exécution ruineuse. Carlsruhe m'a été une leçon fort utile à cet égard, et je tâcherai d'en bien profiter. A un moindre degré que Wagner, j'ai pourtant besoin d'hommes et d'artistes — et ne puis pas me contenter de manoeuvres, et d'une exécution mécaniquement régulière. Il faut que l'Esprit souffle sur ces vagues sonores comme sur les grandes eaux de la création. (S. 235.)

Dingen Geschmack abzugewinnen. Diese Beobachtung habe ich öfters gemacht, und diese Art Krankheit hat mit den Jahren zugenommen. Die Musik ist das Atmen meiner Seele — sie wird mir zum Gebet und zur Arbeit“[1]).

„Wagner definiert die Kunst als ein ohnmächtiges Surrogat des Lebens. Die meisten der Künstler sind leider nur ein trauriges „Surrogat“ der Kunst“[2]).

„Mein Herz widerstrebt der gewöhnlichen Freude wie dem hergebrachten Schmerz“, sagte Napoleon. So klein und gering ich bin, so ist es mir unmöglich, mich mit dem Getriebe der Vulgarität abzufinden, welches einen solch' unverhältnismäßigen Widerhall in gedankenleeren Köpfen findet“[3]).

„Man sprach von Menschen, welche versuchten, Effekt zu machen. Nach meiner Ansicht ist dies

---

[1]) Il m'a été absolument impossible de rien écrire, ces 15 jours de voyage — et j'ai vraiment besoin d'écrire des notes, pour me tenir en équilibre. Je me sens comme desséché quand je passe plusieurs jours sans papier de musique. Mon cerveau s'engorge, et je deviens incapable de prendre goût aux choses extérieures. C'est une observation que j'ai faite souvent, et cette sorte de maladie a augmenté avec les années. La musique est la respiration de mon âme — elle devient à la fois ma prière et mon travail. (S. 156.)

[2]) Wagner définit l'art: ein ohnmächtiges Surrogat des Lebens. La plupart des artistes ne sont malheureusement qu'un triste «surrogat» de l'art. (S. 152.)

[3]) «Mon coeur se refuse aux joies communes, comme à le douleur ordinaire», disait Napoléon. Si petit et infime que ja me sente, il m'est impossible de m'accommoder du grouillis de la vulgarité, qui gagne une résonnance si disproportionnée dans les têtes sans idées. (S. 390.)

eine Verkennung der Zeit, heut handelt es sich nicht mehr darum, Effekt zu machen, sondern Taten zu vollbringen“[1]).

II.

„Das kann nicht sein, das kann nicht sein“, hatte der Künstler ausgerufen, als die Fürstin ihm ihren Entschluß verkündete, sich scheiden zu lassen, um sich mit ihm zu vermählen.

Das soll nicht sein, erklärte der Papst im letzten Augenblick, als nach jahrelangen Mühsalen und Kämpfen die Fürstin ihre Scheidung durchgesetzt hatte.

Das darf nicht sein, entschied die Fürstin, als durch den Tod ihres Gemahls sie die freie Verfügung über ihre Hand erhielt.

Dieser Entschluß hat alle Freunde Carolynens sowohl als Liszts befremdet, und man hat ihn verschiedenartig gedeutet. Für diejenigen, welche wußten — was wir aus den Briefen ersehen —, daß sie in jedem Ereignis Gottes Fügung erkannte, muß der Vorgang unerklärlich gewesen sein, denn es schien, als ob, der unbezwinglichen Bosheit der Menschen gegenüber, die Vorsehung diese Frau dem Ziele ihrer Wünsche entgegenführte. Auch konnte sie der Teilnahme des Papstes sicher sein.

---

[1]) On parlait de gens qui cherchaient à faire de l'effet. C'est une erreur de date à mon sens. Quant à aujourd'hui, il ne s'agit plus de faire de l'effet mais — bien de faire *des faits.* (S. 22.)

Sie hatte in einer stundenlangen Audienz, auf den Knien leidenschaftlich ihn anflehend, ihn so erschüttert, daß er ihr sagte: „Gehen Sie, Fürstin, Ihr Recht soll Ihnen werden.“ Nach kurzer Zeit hatte sie mit des Papstes Unterschrift die Bestätigung des Dekrets des russischen Konsistoriums erhalten. Nur der Bosheit ihrer Feinde konnte sie es zuschreiben, daß der Papst noch einmal die Papiere zur erneuerten Untersuchung forderte; gewiß würde er gegen ihre, nun durch die Fügung ermöglichte Ehe mit Liszt, den er hoch schätzte, wohlgeneigt und segnend sich verhalten haben. Weshalb verließ sie da ihr Gottvertrauen? Man äußerte wohl, die beiden Freunde hätten sich in der Zeit ihrer Trennung voneinander entwöhnt. Die Fürstin habe in ihrer genialischen Exzentrizität keinen Sinn für ein auf natürlichem Wege gefundenes Glück gehabt, welches sie durch heroische Kämpfe erringen wollte. Sie habe in Rom die Stadt gefunden, die ihr für ein neues geistiges Wirken zusagte, und dafür willig Deutschland, welchem sie nicht anhing, und die Tätigkeit in künstlerischen Dingen aufgegeben. Wir glauben dagegen, daß durch eine solche Deutung die außerordentliche Frau unterschätzt wird. Es wäre gar nicht erklärlich, daß, nachdem sie mit Liebesmacht in Liszts Leben eingegriffen, ihm Haus, Heim und alles, dessen ein Künstler bedarf, geschaffen, sie willkürlich ihn wiederum der Regellosigkeit, nun doppelt verwaist, preisgab. Und das, aus Abneigung gegen einfache Verhältnisse oder eines Hirngespinstes von höherer

Bestimmung wegen. Man müßte ihr Sinn und Herz absprechen, nähme man dies an.

Wie man nicht hoch genug von den Aspirationen, welche Menschen des Schlages von Carolyne Wittgenstein und Franz Liszt zusammenführten, denken kann, so kann man auch nicht tief genug nach den Empfindungen forschen, in denen sie sich scheiden.

Für unser Gefühl hat, vielleicht ihr selbst nicht ganz bewußt, die Fürstin in ihrem Entschluß der Wahrheit mit erhabenem Sinn ein Zeugnis abgelegt. Und mochte diese Wahrheit noch soviel Schweres in sich schließen, ihr heroischer Mut würde niemals davor zurückgeschreckt sein. Wir wollen es versuchen, soweit die Mitteilungen es gestatten, den Spuren dieses geheimnisvollen Vorganges zu folgen.

Wir bemerkten bereits, daß in den Briefen Liszts an seine „Braut, Schwester, Freundin", wie er sie nannte, jeder Zug von Heiterkeit oder von jenem Übermut fehlt, der dem Künstler zu eigen ist und der der Vereinigung von zwei Liebenden, auch unter den schwierigsten Bedingungen, meistens entsprießt. Eine andere Veröffentlichung von Briefen Liszts, jener an eine Ungenannte, in welchen er sich mit Ungezwungenheit und Natürlichkeit mitteilt, zeigt ihn uns aber durchgehends traurig. „Ein dauerndes Glück ist einzig in der Entsagung, der gänzlichen, absoluten Entsagung, wie die Heiligen sie geübt haben und wie die Liebe in den Augenblicken ihrer höchsten Exaltation sie versteht, möglich", schrieb er dieser im Jahre 1855; und er gibt

ihr in Kürze eine Erklärung seiner Niederlassung in Weimar, welche wir beilegen, weil sie einerseits den Charakter seiner Beziehung zu der Fürstin, andererseits seine Gedanken über die Vereinigung von Poesie und Musik ausdrückt. (B. XVI.) Wie die Zeit seiner Fahrt nach Rom heranrückte, spricht er, immer zu derselben Ungenannten, von einer tödlichen Traurigkeit. „Ich kann nichts sagen und nichts hören, das Gebet allein erleichtert mich in seltenen Augenblicken, aber ach!, ich kann nicht mehr anhaltend beten, so übermächtig ich auch das Bedürfnis danach empfinde. Gott verleihe mir die Gnade, diese moralische Krisis zu überstehen, und möge das Licht seines Erbarmens in meine Finsternis strahlen!“

Daß es sich hier nicht um irgendein erwünschtes Ziel oder um eine vorübergehende Prüfung handelt, sondern daß wir hier einen geheimnisvollen, tiefsten Seelenvorgang erleben, das ist wohl fühlbar.

In dieser Zeit auch verfaßte er sein Testament (14. September 1860, B. XVII); zu seiner Tochter aber sprach er, als er in Berlin Abschied von ihr nahm, indem er ihr seine bevorstehende Trauung meldete, die rätselhaften, ahnungsvollen Worte: „Du wirst mich beerdigen.“ Den Schleier, der sein innerstes Leben von damals verhüllt, können wir nicht lüften und wollten ihn nicht lüften, wenn wir es vermöchten, sondern das heilige Mysterium zwischen der Seele und ihrem Gott scheu verehren. Wir befassen uns, um ein annähernd richtiges Wort über die Briefe, welche vorliegen, zu finden, hier

vornehmlich mit der Beziehung zu seiner Freundin, welche gewiß alles, was im Herzen ihres Freundes unaussprechlich vorging, divinatorisch-dämonisch erschaute. Ich glaube, wir dürfen sagen, daß das, was sie zusammengeführt hat, ein tiefer, religiöser Zug war, dann eine hohe Vorstellung von der Bestimmung der Kunst, das Bedürfnis, dieser Bestimmung zu dienen, endlich der Mut, es mit den Widerwärtigkeiten dieses Lebens und der Bosheit der Menschen aufzunehmen. Beide hatten einen ausgeprägten Sinn für die Anerkennung des Guten auf Erden, für ästhetische äußerliche Formen, für den idealen Gehalt der Würden, bei stolzer Verachtung der irdischen Güter. Beide standen unter dem Einfluß der französischen Zivilisation. (Es ist eigentümlich für diese Briefe, daß sie nicht in der ursprünglichen, sondern in der angelernten Sprache der beiden Liebenden verfaßt sind. Liszts Kindersprache war die deutsche gewesen. Mit seinen Eltern redete er deutsch, weil die ungarische Sprache damals in seinem Vaterlande noch nicht üblich war. Wie Friedrich der Große mit seinen Soldaten, so sprach er auch deutsch mit seinen Musikern. Die Anzahl der von ihm komponierten französischen Gedichte ist gering.) Beide waren nicht in Deutschland geboren. Die Fürstin war Polin. Der allgemein slavische, russisch-polnische Name ihres Vaters könnte vielleicht auf eine frühere Einwanderung deuten, und sowohl ihre Gesichtszüge, als das Gepräge ihres Charakters und ihres Geistes tragen nicht die absoluten Merkmale des bekannten pol-

nischen Wesens an sich, aber sie und ihre nächsten Vorfahren waren in Polen geboren und sie hing mit Leidenschaft an ihrem Vaterland. Liszt war Ungar. Wenn wir seine Gesichtszüge betrachten, so finden wir allerdings eine große Ähnlichkeit seines Typus mit Heiligentypen auf Bildern von altdeutschen Meistern; ja, ein Johannes von Pfenning auf dem Tucherschen Altar erscheint förmlich als ein Porträt von ihm. Auf Dürerschen Bildern kommen seine Züge nicht selten vor. Dürer stammte bekanntlich aus Ungarn. Daß auch seine Voreltern einstens eingewandert waren, möchte man fast annehmen; es bleibe aber dahingestellt. Wir erwähnen dieses Moment lediglich, weil beide eine gleiche ideale Leidenschaft für eine ferne Heimat nährten, welcher Liszt in einem Briefe an die Freundin, den wir beilegen (B. XI), Ausdruck verliehen hat. Was ihnen fernerhin gemeinsam war, das war die breite Ansicht des Lebens, die Generosität, Freude am Schenken und Wohltun, Irritation gegen alles Kleinlich-Engherzige. — Worin wir dagegen wesentliche Unterschiede der Naturen erkennen, wollen wir darzustellen versuchen und beginnen mit dem, was beiden über alles ging: die Religion.

Die Fürstin war eifrige Katholikin. Liszt rühmt es ihr nach, daß sie ihm den Glauben seiner Kindheit zurückgegeben habe. Sie legte Gewicht auf die Befolgung der Einzelheiten, auf strenge Andachtsübungen. Heiligendienst, Reliquien, Symbole waren ihr von Bedeutung, auch das stete Vorkommen der Wunder war von ihrem Glauben umfaßt. Die

Idealistin Malvida von Meysenbug erzählt: „Sie litt zu der Zeit sehr an den Augen, und eines Tages, als sie sich in einer Privataudienz beim Papst befand, ließ sie sich auf die Knie vor ihm nieder, ergriff seine Hände, legte sie auf ihre Augen und bat ihn, sie zu heilen. Sie blieb so einige Minuten. „Ich weiß nicht, was der Papst machte," sagte sie, „aber ich glaube, er betete; dann segnete er mich, und als ich nach Hause zurückkam und zu arbeiten versuchte, fand ich meine Augen gesund und sie sind es bis auf diesen Tag geblieben." Den Bestimmungen ihrer Kirche treu, hielt sie es bei dem Scheiden der Seele vom Leibe für Heil und Seligkeit notwendig, daß der Geistliche Gebete und Segen dazu gebe. Wir entnehmen dies einem Briefe Liszts an sie, worin er ihr erklärt, daß er sich nicht entschließen könne, seinem Sohn die grausame Mitteilung zu machen, dessen Leben sei aufgegeben, und er ihn ruhig in Gott ohne Vermittlung hätte scheiden lassen.

Sie fühlte das Bedürfnis, und auch hierin ihrer Kirche gehorsam, die Verpflichtung des Bekehrens anderer, und unsere Idealistin erzählt, wie ein solcher Versuch mit ihr angestellt wurde. (B. XVIII.)

Man ersieht aus diesen Mitteilungen, daß sie den Bekennern, denjenigen, welche den Drang in sich fühlen, ihren Glauben zu verwirklichen und zu verbreiten, näher angehörte als den mystischen Seelen, welche in völliger Abwendung von der Welt sich einzig zu dem Gott in der Seele flüchten.

Liszt war gläubiger Katholik. Er hatte den

naiven, einfältigen Kinderglauben. Sein Bedürfnis der Ausübung beschränkte sich auf den Besuch der stillen Messe. Seine Toleranz für Andersgläubige war unbegrenzt. In seiner Jugend hatte er sogar die Neigung verspürt, auf Saint Simonistische Weise zu protestieren, und in seiner ersten Symphonie zur Verherrlichung der Julirevolution verarbeitete er mit der Marseillaise das Hussitenlied Ziskas und den Choral: Ein' feste Burg. Einer jungen Freundin, welche eine leichte Anwandlung zum Übertritt ihm kundgab, erwiderte er: „Zum Katholizismus gehören Jugenderinnerungen." (Pour le catholicisme il faut des souvenirs d'enfance.) Der Entschluß, die unteren Weihen zu nehmen, den er faßte, nachdem die Freundin die Eheschließung aufgab, entsprach gewiß seinem innersten Wesen. „Die katholische Frömmigkeit meiner Kindheit hat sich in ein geordnetes und ordnendes Gefühl gewandelt, überflüssig zu sagen, daß keine Veränderung in mir stattfand", schreibt er der Ungenannten kurz vor seinem Eintritt in die geistliche Gemeinschaft. Der Gedanke einer geistlichen Karriere hat ihm sicher ferngelegen, wenn er auch für die Hierarchie der Kirche unbedingte Deferenz empfand. Seine Freundin begrüßte diese Wendung seines Lebens mit folgenden Worten: „Es erfüllt mich mit Traurigkeit und Stolz zugleich." (J'en suis triste et fière.) Sie hat gewiß den Traum geträumt, Liszt zu seinem Heil und zur Ehre der Kirche künstlerisch in ihr wirksam und vielleicht dereinst mit jenem Kardinalshut ausgezeichnet zu

sehen, der, wie man sagt, Raphael bestimmt gewesen sei. Auch sein Wunsch ging auf eine künstlerische Tätigkeit, auf die Erneuerung und Wiederbelebung der Kirchenmusik. In diesem Sinn schrieb er an die Ungenannte: „Ich gewinne Rom lieb." (Je m'attache à Rome.) Er hatte die Zeit und die Tendenz der Zeit in der Kirche verkannt; er mußte es einsehen lernen, daß eine ästhetische Einwirkung auf die Gemüter nicht in ihr lag.

Wenden wir uns nun zu der Bedeutung der Kunst in dem Leben der beiden uns beschäftigenden Persönlichkeiten und untersuchen wir die besonderen Merkmale dieser Bedeutung.

Ob Fürstin Carolyne Wittgenstein im eigentlichen Sinne des Wortes musikalisch war oder nicht, blieb uns unermittelt. Das Vorwort zu der Dante-Symphonie läßt nicht unbedingt darauf schließen. In den Briefen Liszts finden wir eine dringliche Empfehlung, bei ihrem Aufenthalte in Berlin die Domchorkonzerte zu besuchen, und den Ausdruck der Betroffenheit über den geringen Eindruck, welchen diese Vorführungen bei der Freundin hervorriefen. „Sie mögen den Lärmen" (vous aimez assez le fracas) schreibt er ihr, indem er ihr ein Praeludium Pomposo ankündigt, in der Annahme, es würde ihr gefallen; und scherzhaft auf ihren Sinn für Effekt, für glänzend Geräuschvolles anspielend, nennt er sie „mein liebes Tintamarro". Wie in der Religion, so scheint demnach in der Musik das Entschiedene, Gedanken, Glauben und Taten heroisch lichtvoll Verkündende, sie fast noch mehr an-

gezogen zu haben als die die Welterscheinung aufhebende Dämmernacht der Mystik.

Wie nun verhielt sie sich zu dem Meister, den Liszt über alle stellte, verehrte, liebte? .....

Die verschiedenen Veröffentlichungen, Briefsammlungen und Biographien geben uns darüber Aufschluß. Anfangs ging sie enthusiastisch mit (bereits zwar ersehen wir aus Liszts Versicherung in seinem Briefe aus Zürich [B. VIII], daß Wagner ihn wirklich liebe, ihre rührende Sorge, es könne das Verhältnis der hingebenden Freundschaft ein einseitiges sein); die Dichtung des Ringes des Nibelungen scheint sie ganz und gar eingenommen zu haben, wovon zwei Briefe Zeugnis ablegen, welche dem Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner beigegeben sind. Wie aber war es mit dem wirklichen, durchdringenden Verständnis beschaffen? Wir führen aus ihrem Aufsatze über den Holländer einige Seiten an (B. XIX), welche genügen werden, um zu beweisen, wie fern ab ihr Geist von dem Geiste des Meisters sich bewegte. Eine andere Beilage (VI), ein Schreiben Hans von Bülows an seine Mutter, zeigt uns, daß sie die Dichtung des Lohengrin in ihrer dramatischen Vollendung nicht erkannte, endlich aber, daß sie zu den Kunsttheorien Wagners sich also verhielt, daß sie sie „dicker Unsinn“ (de grosses bêtises) nannte und sich in ihrer Gegenwart die Besprechung davon ein für allemal verbat. Sie übersah dabei, daß ihr Freund in seinen jugendlichen Jahren mit denselben Problemen sich beschäftigte und dem Volke eine gleiche Teilnahme an

der Kunstentwicklung zusprach wie der Meister. Wenn auch der fragmentarische Aufsatz Liszts unreif, schwärmerisch erscheinen könnte, so sind die Merkmale seines damaligen Denkens zu bedeutend, um hier nicht erwähnt und aufgenommen zu werden. (B. XX)

Aus dem vorher Angeführten und aus brieflichen Mitteilungen läßt sich füglich entnehmen, daß Wagner ihr ein verschlossenes Rätsel blieb, und daß sie in ihrer Sorge, die mächtigste Persönlichkeit könnte das Wesen Liszts in seinen Äußerungen niederdrücken, es als ihre Pflicht erkennen ließ, ihre ganze Macht aufzubieten, um den Einfluß Wagners zu dämmen. Dazu mochte sie auch das eine Motiv des hingebenden Ehrgeizes für ihren Freund veranlassen; sie hat vielleicht gefürchtet, der größte Genius würde den Ruhm ihres Freundes überstrahlen, ja umschatten. Wir möchten annehmen, daß ihre später laut gewordene Verkennung des Meisters in einer gewissen Fremdartigkeit, welche das deutsche Wesen überhaupt für sie haben mochte, ihren Ursprung fand. Man sagt, daß Goethe, den man in einem bestimmten Sinne als die Summe dieses Wesens betrachten kann, ihr fremd, wenn nicht gar unsympathisch gewesen sei. So sehen wir auch Liszt den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller als etwas Unbedeutendes nur oberflächlich ihr gegenüber berühren. Man erkennt daraus, daß dieses Denkmal der deutschen Literatur mit den wichtigen Erörterungen über die Dichtkunst bei der Herrin der Altenburg ebensowenig

Aufnahme gefunden hatte, als die *grosses bêtises* der Kunstschriften Richard Wagners[1]).

Ein Brief Liszts (B. XV) könnte die Vermutung erwecken, als ob eine persönliche Kränkung der Fürstin ihrem Verhalten vorangegangen sei. Auch wissen wir, daß im Jahre 1858, als der Meister in Zürich einer freundschaftlichen Beihilfe dringend bedurfte, seitens übereifriger Nahestehender Liszt telegraphiert wurde, er möchte kommen, aber allein. Jedoch die Auslassungen, die wir oben wiedergaben und welche geistige Scheidung bezeugen, sind früheren Datums; dann aber möchten wir hier, wie überall, die großherzige Frau von jedem persönlichen kleinlichen Gefühl freisprechen, wenn wir auch zugeben, daß die Kränkung eine fast tödliche gewesen sein muß.

Als im Jahre 1859 die Fürstin sich in Paris aufhält, frägt Liszt sie in zarter, beinahe zaghafter Weise, aber zu wiederholten Malen, ob sie den Meister nicht besuchen wolle; er gibt ihr dessen

[1]) Hier finden wir es nicht bedeutungslos, daß der Autor der „Faust-Symphonie", bei der Betrachtung des Standbildes Goethes, in seiner Schrift über das *„Septemberfest zur Feier des 100jährigen Geburtstags Karl Augusts"* sich geäußert hat: „Der Mund gehört nicht zu denen, die bereit sind, das Wort sofort laut werden zu lassen: er ist der des Weisen, welcher das vor ihm aufgeschlagene Buch der Natur durchforscht und überschaut, bevor er der Welt verkündet, was er geschaut. In dieser ernst schweigenden Miene herrscht eine Art uneingestandener Melancholie, deren starres Siegel von der flüchtigen Menge vielleicht als das der Unempfindlichkeit gedeutet wird, während es im Gegenteil nur die bergende Hülle des Gleichgewichtes zwischen den reichsten und verschiedensten Empfindungen ist." —

Adresse an, und als sie ihm eine Sitzung mit Berlioz ankündigt, von dessen blutenden Wunden sie mit leidenschaftlicher Teilnahme schreibt, frägt Liszt sie, ob sie nicht auch Tristan anhören wolle. Er rät ihr „fast", seinen Freund und Meister zu besuchen; sie entscheidet sich ausschließlich für die Trojaner, deren Libretto sie verfertigt hatte, und geht an Tristan vorüber, ebenso später an den Meistersingern, an der Vollendung des Ringes und an Parsifal! Sie besuchte Wagner nicht. Der Meister schreibt hierüber an Hans v. Bülow: „Durch Belloni erfuhr ich, daß die Fürstin hier war: sie wußte meine Adresse nicht; daß sie sie von Dir hätte erfahren können, fiel ihr natürlich nicht ein." Bedenkt man nun, wie Berlioz sich auch gegen Liszt benommen hat, so liegt in dieser Bevorzugung seitens der Fürstin eine so bittere Ironie des Lebens, daß jeder Vorwurf, wenn er überhaupt statthaft wäre, schweigen müßte und einzig die Klage über die trostlosen Wahngebilde und Verirrungen auch der bedeutendsten Menschen sich hier erheben kann.

Hans von Bülow schreibt an Wagner: „Einen gibt's, der hätte Dir viel sein können, Du hättest ihm viel sein können, und das wäre ein anderer Bund geworden als der der Weimarischen Ausgehauenen — es hat zu Eurer beider Entbehrung nicht sein sollen. Die Mittelspersonen, die bekanntlich die Vermittlung oder vielmehr die Vereinigung durch ihr in der Mitte Stehen fernhalten — haben das verhindert. Und dann die vielen toten Tagesgespenster, die leider Gottes meinem verehrten

Schwiegervater so viele Belästigung (mit seiner Erlaubnis — leider Gottes!) verursachen! — Das ist einer meiner tiefsten Kummer!“ —

„Gestern ist Liszt von Weimar abgereist. Nach kurzer Station in Frankfurt und etwas längerer in Brüssel trifft er wahrscheinlich spätestens am 8. Mai in Paris ein, wohnt nicht bei Ollivier, sondern im Hotel du Helder, also ganz in Deiner Nähe. Hoffentlich geht aus Eurem Beisammensein für beide Teile das hervor, was ich im Interesse meiner heiligsten Geistesangelegenheiten seit lange — bisher fruchtlos — ersehne. Die Stunde, wo Ihr Euch wiederseht, hat für mich einen festlichen, pfingstartigen Charakter. Wäre ich nur frei und könnte bei Euch sein!“

Die Freunde sahen sich nicht!

Hier glauben wir, Auszüge aus Briefen des Meisters an Hans von Bülow einschalten zu müssen.

„Möge ich durch Dich bald erfahren, daß Liszt nicht allzu sehr unter dem Schmerze gelitten: ernstlich fürchte ich für ihn, da schon sein letztes, heftiges Unwohlsein zeigte, daß er gerade jetzt der — ihm leider stets so rücksichtslos ferngehaltenen — Ruhe höchst bedürftig war.“

„Ich fürchte, er läßt unverantwortlich in sein Leben eingreifen: wie soll er dann nicht endlich die Kraft verlieren, den unvermeidlichen Eingriffen in seine Natur zu widerstehen. Ich bin sehr besorgt um ihn .....“

„..... Es schwindelt mir bereits genug, wenn ich an Liszts Glück denke. Liszt habe ich von Brüssel aus geschrieben: ich gab den ausführlichen

Brief Herrn Samuel mit. Kannst Du erfahren, ob Liszt ihn erhalten hat? Meine Partitur hat er erhalten, wie Härtels mir anzeigen. Sollte der närrische Freund wirklich sich in ein gründliches Mißverständnis meines Verhaltens zu ihm hineinheiraten lassen? Oh! —"

Dies geschah nicht.

Wir sagten bereits, daß wir es als einen großen Zug im Wesen der Fürstin erkennen, daß sie auf das mühselig angestrebte Bündnis mit Liszt, unbekümmert um Mißdeutungen, verzichtete. Es will uns dünken, als ob ein stillschweigendes Verständnis der beiden Herzen sich auch in dieser Entscheidung bekundete. Von Entsagung möchten wir hier nicht sprechen, vielmehr von Bejahung der Persönlichkeiten; auch schieden sich die Liebenden nicht, und die Fürstin gab den Gedanken, Liszts fernere Schritte zu seinem Besten zu beeinflussen, nicht auf. Sein Eintritt in den geistlichen Stand durch die Annahme der unteren Weihen entsprach ihr gewiß, und wir empfinden ihr den Schmerz sympathetisch nach, den sie sicherlich empfand, als Liszt Rom verließ. Der idealen Welt, welcher er seine Teilnahme später zuwendete, war sie fremd geworden. Eine Verwandte Liszts, welche sich einen Winter in Rom aufhielt, erzählte von zwei sie seltsam anmutenden Auftritten denen sie beigewohnt hat. In dem einen hätte die Fürstin in der Diskussion bis zur Ironie gegen den Freund gegriffen, in dem andern hätte ihre Heftigkeit sich derart gesteigert, daß der Künstler, seinen Hut

zurücklassend, fortgelaufen, in seiner gegenüberliegenden Wohnung angelangt wäre (wo die Verwandte auf ihn wartete), schweigsam, in heftigen Schritten die Stube auf- und abgegangen sei und sich endlich mit den zu sich selbst gesprochenen Worten beschwichtigte: „Und doch, es ist ein großes Herz!“ (Pourtant, c'est un grand coeur.) Die Zeugin dieser Vorgänge hat ihre Veranlassung nicht angegeben. Wir können sie ahnen, ja ziemlich bestimmt erraten und ersuchen den Leser, sich hierbei dessen zu erinnern, was wir vorausschickten, nämlich, daß sich die Fürstin niemals aus selbstsüchtigen Motiven ereiferte, sondern daß lediglich die leidenschaftliche Sorge um das geistige, seelische und leibliche Wohl ihres Freundes sie zu ähnlichen Äußerungen hinreißen konnte.

Vom Freunde den größeren Teil des Jahres getrennt, bildete Carolyne Wittgenstein ihr Leben immer eigentümlicher und schroffer aus. Sie genoß kaum mehr die freie Luft. Zu Liszts großem Kummer verließ sie die kleinen Stuben im dritten Stock einer ziemlich engen Straße Roms nicht, wo sie wie ein Gelehrter inmitten von Bücherhaufen ohne jegliche Anmut der Umgebung ihren Arbeiten oblag. „Man hat mir in Rom alles gestohlen außer meinen Manuskripten!“ pflegte sie scherzend zu sagen. Den auf hingebendster Liebe ruhenden Gewaltaufbau des Lebens, welchen sie in Weimar mit beispiellosem Mut und Konsequenz errichtet hatte, diesen führte sie nun für sich allein bis in das Künstliche durch. Die Natur hatte kaum einen

Anteil mehr an ihrem Leben, und die Kunst nur wenig. Sie widmete sich der Theologie. Sie soll die Summa Theologiae des Thomas von Aquin vollständig beherrscht und sie als Gipfelpunkt der menschlichen Weisheit betrachtet haben. Von ihren Büchern nennt man eines unter dem Titel «Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde», eines über „die Materie", eines „die Kirche vor der Mißrede" (L'église devant la médisance), eines über „die Engel", endlich eines „Von den inneren Ursachen des äußeren Verfalles der Kirche". Von letzterem bestimmte sie, daß es längere Zeit nach ihrem Tode erschiene, und sie meinte, daß die Herren im Vatikan einsehen würden, wie recht sie gehabt hätte.

Wie dem auch sei, man darf mit Interesse dieser Veröffentlichung entgegensehen. Was wir sonst von der Fürstin haben, da leider ihre Briefe nicht erschienen sind, gibt gewiß kein genügendes Bild von der Überlegenheit ihres Geistes, den Anteil, den sie an Liszts Schriften nahm, nicht ausgenommen; und die Dichtung der Trojaner liefert eher einen Beweis für die Ansicht, daß auch die hervorragendsten Frauen in dichterisch-dramatischer Gestaltungskraft weit hinter den Männern zurückbleiben. Der Meister schreibt hierüber an Hans von Bülow:

„Man muß nichts auf Bestellung machen, selbst wenn's die Fürstin W. bestellte. Das habe ich wieder an Berlioz' unglücklichem Operntexte gemerkt; mich hat, als er mir ihn vorlas, ein Grauen befallen, das mich wünschen macht, nie wieder mit B. zusammen zu kommen, weil ich mich und die

Welt nicht so künstlich täuschen kann, als nötig ist, um wieder Berlioz in der Täuschung über mich und sich zu erhalten. Ihn so da sitzen zu sehen, brütend über das Schicksal dieser Absurdität ohne Namen, als ob davon das Heil der Welt und seiner Seele abhänge, ist für mich zu stark. Dieser Text erinnert mich an Dorns Nibelungenmusik ....."

In diesem wundersamen Dasein traf sie die Kunde von Liszts Tod; ergreifend schrieb sie sofort an seine Tochter und reichte ihr „über das noch offene Grab" von der Ferne die Hand. Zugleich und in ihrer großherzigen Weise bat sie diese, ihr zu sagen, was sie an Andenken wünschte, es stünde ihr alles zur Verfügung. Malvida von Meysenbug teilt uns mit, daß sie nur noch den Gedanken gehabt, dem Freunde zu folgen, und dies geschah bald. Am 8. März 1887 starb sie und wurde auf dem deutschen Friedhof in vatikanischer Erde bestattet. Dort ruht sie in der Nähe von Sankt Peter. Kein Raum auf Erden dürfte geeigneter sein, der leidenschaftlich ihrer Kirche angehörenden Frau die letzte Ruhestätte zu gewähren. Michel Angelos Kuppel strahlt über sie den Segen der Kunst, von deren Bestimmung sie einen so hohen Begriff hegte, aus, und ihre Einsamkeit dort, fern von Familie, fern von Heimat, sagt uns von der bis zur Grausamkeit gegen sich gehenden Größe dieser mit Herz und Geist überschwenglich begabten, denkwürdigen, einzigen Frau, welche unter unsäglichen Leiden Liszt eine Stätte für sein Schaffen und Wirken bot

und ihn mit der Zaubermacht einer durch genialische Intelligenz gesteigerten Liebe umgab.

III.

Er wollte helfen — nimmer richten.
So schuf er Freude — trug er Schmerz.
Aus einer Fülle von Gesichten
Blickt uns sein Menschenaug' ins Herz.

Er war das Leben — war die Liebe:
Wo er ein Leben keimen fand,
Hat er sich liebend hingewandt,
Daß es dem Tod entwunden bliebe.

Als über Tod und Leben fort
Des Glaubens Wunder aufgestiegen,
Als ringsum die Lebend'gen schwiegen:
Er glaubt' und fand ihm Tat und Wort.

Willst du nun, Welt, den Helfer richten,
Da seine Sterblichkeit erblich? —
Wie sich die großen Geister lichten,
Nach großen Herzen richte dich! —

Wir stellen dieses Gedicht Hans von Wolzogens dem III. Teile unserer Betrachtung voran, weil es das Wesen Liszts, wie es sich am Schlusse seines Lebens am klarsten ausdrückte, völlig wiedergibt.

„Zur Hälfte Franziskaner, zur Hälfte Zigeuner", hat er seiner Freundin von sich treffend geschrieben. Als sein Wunsch, der katholischen Kirche als Musiker zu dienen, sich unerfüllbar erwies, begab er sich wieder auf die Wanderschaft. Vier Orte waren es, die er zu regelmäßigem Aufenthalt erwählte: Weimar, Pest, Rom („ausschließlich" zum Besuche seiner Freundin, wie er jedesmal stark betonte, indem er dabei kurz hinwarf: „Ich mag Rom

nicht.“ Je n'aime pas Rome), — Bayreuth. — Nicht mehr im Glanze seiner fabelhaften Virtuosenlaufbahn, nicht mehr mit der Absicht, seine Werke zur Kenntnis zu bringen, ohne Täuschung irgendwelcher Art, ergriff er den Wanderstab. In Weimar hatte er früher vergebens getrachtet, dem Meister eine Kunststätte für seine Ideale zu gründen. Ein anderer Drang: den jugendlichen Talenten eine Bühne offen zu erhalten, hatte ihm den seltsamsten Lohn eingetragen. Als er an das Pult trat, um das Werk seines Schülers Peter Cornelius, den Barbier von Bagdad, zu dirigieren, wurde er von einer Anzahl Leute im Publikum ausgezischt. (Man sagte, diese seien von jenem Intendanten angestellt worden, welchem Liszt selbst die Stellung verschafft hatte.) Glaubte man, daß es ein schöner Zug Liszts sei, sich an dem kleinen Orte zu bescheiden und dort zu wirken zu suchen, so wurde man eines anderen auf brutale Weise belehrt.

Seinen Werken waren, wie wir gesehen haben, durch eine beständige, beinahe unterirdisch zu nennende Agitation die Konzertsäle so gut wie verschlossen.

Richard Wagner drückte sich folgendermaßen darüber aus:

Venedig, 6. Februar 1859.

„..... Der gemeine Eifer gegen Liszt ist mir beachtenswerter für die Bestätigung meiner Erkenntnis der elenden Beschaffenheit der Menschen, als in Bezug seiner Wirkung auf Liszt selbst. Wird er wirklich sehr davon betroffen, so ist mir dies ein

Beweis, wie beneidenswert und glücklich er ist, gegen derlei noch empfänglich zu sein. Meine ganze Lebensempfindung ist dagegen von den ernstesten moralischen Berührungen so gepeinigt, daß ich gegen Angriffe auf meine ästhetische Bedeutung gänzlich unempfindlich bin. Bei mir wie bei Liszt wendet sich mein Gefühl sofort von der verletzten Person ab auf die Betrachtung des Angreifers, der mir oft noch unbegreiflich und insofern neu erscheint. Ich beobachtete auch, daß gegenwärtig bei meiner Ausweisung nicht eigentlich der mir zugefügte Nachteil mir schmerzlich war, sondern die Erfahrung von der unglaublichen, immer noch nicht genug geglaubten und erkannten Herzlosigkeit der Menschen. Ich, der ich mich durchaus, und mit bewußtem Grunde, nur leidend oder produktiv zum Leben verhalte, als ein fortwährender Gegenstand neidischer und giftiger Verfolgung — das hat immer noch etwas Rätselhaftes für mich!“ —

Liszts Empfindungen waren denen seines Freundes nicht unähnlich.

Vom Geschicke also behandelt, begann er von neuem in seinem Vaterlande und in Deutschland seine freie Lehrtätigkeit. Sehr schön hat es einer seiner vorzüglichsten Schüler ausgesprochen, daß die Macht seiner Persönlichkeit niemals zu solchem unbeschreiblichen Eindruck hätte gelangen können, als in dieser völligen Loslösung von jeder offiziellen Würdigung und in der äußersten Bescheidenheit seiner Lebensweise. Er war arm und wollte es sein. Hier berühren wir das, was nebst dem unwider-

stehlichen Zauber des Wesens seinem jetzigen Leben den eigentlichen Charakter verlieh, und was der Quell seiner Art sich zu geben war: die Nächstenliebe. Diese Emanation des Christentums beseelte sein ganzes Wesen, und zwar in solch unbegrenztem Grade, daß viele, welche vermeinen, christliche Liebe vertrüge sich mit Schranken, ihn und sein Gebaren nicht fassen konnten. Daß er für jeden, Würdigen wie Unwürdigen, mit Rat und Tat zu haben war, daß er niemals sich frug, auf welchen Boden seine Saat fiel, oder ob seine Güte auch nur den winzigsten Funken der Liebe anfachte, das war freilich den Menschen der Konvention unfaßlich. Wer ihn aber sah, wie er beim Almosengeben vor dem Bettler unwillkürlich den Hut abnahm, der konnte sich sagen, daß er einen Christen vor sich habe. Dabei ließ er einmal die Äußerung fallen: „Ich gebe mich keiner Täuschung über die Mildtätigkeit hin“ (je n'ai pas d'illusions sur la charité), was in dem Munde eines Mannes, der alles verschenkte, wahrlich viel bedeutet.

Ein anderes seiner Worte an eine langjährige, ihm besonders sympathische Bekannte möge auch hier angeführt werden: „Ich hege eine traurige Vorstellung von der Liebe“ (j'ai une triste conception de l'amour). Ebenfalls ein bemerkenswertes Bekenntnis seitens dessen, der soviel Liebe erfuhr und erwiderte.

Endlich wird eine von einem Begleiter belauschte, unwillkürlich kundgegebene innere Regung das Bild, welches wir nur schwach andeuten können,

verschärfen. Es ging in Weimar der Wagen an ihm vorbei, welcher Sträflinge in das Zuchthaus führte. Er sah ihm lange gedankenvoll nach und sagte dann wie zu sich selbst: Ich fühle, als ob ich unter diesen Leuten sitzen sollte.

Nicht Bescheidenheit, diese den sozialen Verkehr erleichternde Eigenschaft, sondern Demut war ihm zu eigen, welche als die christliche Schwester seines echten Stolzes ihm beigegeben war; und keineswegs widerspricht dem, sondern bestätigt es vielmehr, als ein spontaner Ausdruck der Empfindung, wie tief die Verleugnung des Persönlichen in sein eigenes Leben eingegriffen, wenn er einst bei einem letzten Aufenthalte in Weimar, als man von einer mutigen Tat der Hingebung erzählte, das bei ihm so fremd dünkende, für uns so bedeutende Wort ausgerufen: „Nur keine Opfer!“ (Sourtout point de sacrifices!)

„Liszt kommt mir immer wie ein leichtschwebender Traum vor, wogegen ich immer so ein übernächtiges Wachen in meinen Gliedern verspüre“, hatte der Meister vor Jahren geschrieben. Jetzt war dieses Traumhafte bis in das Phantastische gesteigert. Man konnte glauben, Nornagest vor sich zu haben, von dem die Volksdichtung uns erzählt, daß er sein Lebenslicht vor dem Christuskinde auslöschte. Erschauten wir das innere Gefühl, welches sein jetziges Handeln und Gebaren eingab, so fragen wir weiter: Was verlieh, nebst dem eigenen, unablässigen Schaffen und Wirken, diesen seinen letzten Lebensjahren den künstlerischen Gehalt? .....

Sein Wiedersehen mit Richard Wagner und seine Teilnahme an dem Werke von Bayreuth!

Ersteres erfolgte nicht alsobald. Wir sahen, welch Mißverständnisse zwischen den beiden Meistern entstanden waren.

Noch im Jahre 1861 begegneten sie sich bei der Tonkünstlerversammlung in Weimar, und wir haben das Zeugnis des Meisters dafür, daß er, der so schwer Bedrängte, seinen innerlich niedergedrückten Freund erheiterte. „Also — grüße mir Liszt schönstens. Es freut mich, daß ich ihn in Weimar etwas guter Laune gemacht habe: — es geht mir oft so, daß ich die Leute aufheitere; es ist mir lieb, zu wissen, daß mir dies auch mit Freunden gelingt.“ Liszt dagegen schreibt an die Ungenannte: „Wagner hat mir mit seinem 10tägigen Besuch auf der Altenburg eine wirkliche Freude bereitet.“

Von da ab aber gab es kaum Verkehr, man möchte sagen, kein Einverständnis mehr. „Wir kennen uns nicht“, rief Wagner schmerzlich aus, indem er es beklagte, daß sie so wenig miteinander gelebt, ja, so selten sich nur gesehen hätten. Aber Liszt bewahrte heilig im Tiefsten seines Herzens die Liebe zu dem Freund. Als er zu Ehren und Gunsten seiner Freundin sein Testament niederschrieb, ließ es ihn nicht, nebst seinem Glaubensbekenntnis auch sein Kunstbekenntnis abzulegen, in welchem er den Meister als dessen Inbegriff vor Gott und Menschen preist. (B. XVII.)

Bei einem Aufenthalte in Karlsruhe wurden Liszt die soeben veröffentlichten Fünf Gedichte gebracht.

Er spielte gleich den „Engel“ und rief mit feuchten Augen begeistert vor anwesenden Künstlern aus: „Dieser Mensch hat eine Engelsbrust.“

Wir sehen aus den Briefen an eine Ungenannte, daß er die Berufung Wagners seitens des Königs Ludwig II. von ganzem Herzen begrüßte.

„Haben Sie von dem Briefe des Königs von Bayern an Wagner gehört? Frau von Bülow nennt ihn ein Wunder von einem Briefe, und ich stehe nicht an zu erklären, daß ich ihn ebenso schön und außerordentlich finde, wie die Partitur des „Lohengrin“. Ich habe den Brief speziell für Sie abgeschrieben und schicke ihn unter Beifügung des nicht weniger wunderbaren Programms dessen, was man von Wagner von 1864 bis 1872 in München sehen und hören wird. Seit länger als zwei Jahren habe ich keine direkten Nachrichten von Wagner mehr; da ich ihn aber jetzt glücklich sehe, freue ich mich darüber und erlasse ihm alles.“ (S. 172.)

„Sie fragen mich, wie es sich mit der Katastrophe Wagners in München verhält. Sie erklärt sich durch Reibereien, Vorurteile, Übelwollen, lokale Rachsucht und andere Dinge; durch die pekuniären Verlegenheiten Wagners wurde diesen Vorkommnissen unglücklicherweise dem Könige gegenüber ein Schein von Biederkeit und Ergebenheit verliehen. — Wagner jetzt eine politische Rolle zuzuschreiben, erscheint als eine seltsame Laune des Schicksals. Jeder Unschuldige indessen, der so weit gekommen ist, muß darunter leiden, und Montesquieu hatte wohl recht, wenn er sagte: Hätte man ihn be-

schuldigt, die Türme von Notre dame gestohlen zu haben, er wäre eilends auf und davon. Das einzige Mittel, um diejenigen zur Vernunft zu bringen, welche nicht hören wollen! ..... Was aber am bedauernswertesten bei diesem unglückseligen Ereignis sein dürfte, wäre, wenn Se. Majestät sich von seiner schönen Absicht in bezug auf die Aufführung des Ring des Nibelungen abspenstig machen ließe. Mehr wie jedes andere verdient dieses großartige Werk ein königliches Wohlwollen an sich zu fesseln, denn es erheischt Ausgaben und Sorgen, welche der gewöhnliche Theaterbetrieb nicht verträgt. Es ist eine gigantische und erhabene Schöpfung; die Ehre der deutschen Kunst fordert, daß es gekannt werde: Möge der König von Bayern sich den Ruhm zuerteilen, dafür gesorgt zu haben!" (S. 186).

Als die Hetzereien gegen den Meister nicht aufhörten, schrieb er empört, immer an die gleiche Frau: das Theater wird doch erbaut werden. Im Jahre 1866, bei einem Aufenthalte in München, entschloß er sich schnell, den Freund in Luzern zu besuchen, und zurückgekehrt sagte er: „Ich war bei Wagner, das ist das Beste, was ich getan habe. Es ist mir, als ob ich Napoleon auf St. Helena gesehen hätte." Nun verstrichen wiederum lange Jahre, und es wollte scheinen, als ob die verhängnisvolle Entfernung zur völligen stummen Entfremdung werden sollte. Liszt erschien bei der Grundsteinlegung in Bayreuth nicht. Da brach der Meister das Eis und besuchte ihn in Weimar. Die Freude Liszts war grenzenlos und durch die Über-

wältigung seiner ganzen Natur erschütternd; sie gab sich unter anderm in der rührenden Erregung kund, daß nichts aus seiner Umgebung vorfallen möchte, was irgendwie den größten Freund verstimmen könnte. Nun hatten sie sich gefunden, für immer gefunden!

Von da ab nahm Liszt den eifrigsten Anteil an den Anstrengungen, welche der Meister sich auferlegen mußte, um sein Festspielhaus in Bayreuth zustande zu bringen.

Als letzterer sich daran begab, Konzerte zu dirigieren, deren Ertrag den begonnenen Bau fördern sollte, und er Pest zu einem solchen Zwecke auch berührte, da trug ihm Liszt an, in diesem Konzerte zu spielen. Er meinte in seiner Schlichtheit, er habe sich lange nicht öffentlich produziert, vielleicht könne dies auch zur Anziehung einiges beitragen. Was sich aber in diesem Entschluß kundgab, wird wohl zu jedem ergreifend beredt sprechen. Wir geben hier das Programm des Konzertes vom Jahre 1875 wieder, weil es in vielfacher Hinsicht denkwürdig war:

Mittwoch den 10. März, abends $7^1/_2$ Uhr
im
Redoutensaale:
Großes
Orchester-Concert
unter Leitung des
Richard Wagner
und Mitwirkung des
Franz Liszt.

Liszt. „Die Glocken von Straßburg", Kantate für gemischten Chor, großes Orchester und Barytonsolo (Herr Láng,

I. Baryton des Nationaltheaters). Chor: Der Budapester Liszt-Verein.

Beethoven. Klavier-Konzert in Es-dur ... Franz Liszt.

Wagner. „Schmiedelieder" aus „Siegfried" (Herr F. Glatz).

Wagner. „Siegfrieds Tod" aus „Götterdämmerung" (Herr F. Glatz).

Wagner. „Wotans Abschied" und „Feuerzauber" aus „Die Walküre" (Herr Láng).

Das Lisztsche Werk ward von ihm selbst, das Beethovensche von Hans Richter dirigiert.

Müde, sehr gealtert und gebückt trat Liszt an das Klavier, es schien, als ob er die Tasten kaum berührte, und wie durch Magie erscholl eine solche Klangfülle, die Plastik der Beethovenschen Themen trat mit solcher Macht in der Zartheit wie in der Gewalt hervor, wie vielleicht in dieser unvergleichlichen Weise seine Jugend dies nicht hervorzubringen vermochte, wenigstens meinten es einige Anwesende, die ihn in seiner Virtuosenzeit gehört hatten. Einzig eines solchen Vorgangs würdig sind die Worte, welche der Meister über Liszts reproduktive Begabung in seinem Brief über die symphonischen Dichtungen geschrieben, welche wir deshalb hier wiedergeben.

„Wer oft Gelegenheit hatte, Liszt zu hören, wenn er namentlich in vertrautem Kreise z. B. Beethoven spielte, dem muß doch von je aufgegangen sein, daß es sich hier nicht um Reproduktion, sondern um wirkliche Produktion handelte. Den Punkt, der beide Tätigkeiten scheidet, genau anzugeben, ist viel schwerer, als man gemeinhin annimmt; soviel aber ist mir gewiß geworden, daß, um Beethoven

reproduzieren zu können, man mit ihm produzieren können muß."

Im Jahre 1876 endlich kamen die Festspiele unter unsäglichen Mühen zustande. Liszt wohnte ihnen bei, und die Zuhörer erinnern sich alle gewiß der Anrede des Meisters an ihn und seiner Erwiderung. „Ich danke meinem Freunde", sagte Liszt, „für die ehrenvolle Anerkennung und bleibe ihm in tiefster Ehrfurcht ergeben — untertänigst; wie wir uns vor dem Genius Dantes, Michel Angelos, Shakespeares, Beethovens beugen, so beuge ich mich vor dem Genius des Meisters."

Dieser feierlichen Bekundung ihres Bundes war ein gemütliches, heiter-feierliches Erlebnis vorangegangen: ein Orchesterfest in Wahnfried. In gehobener, freudiger Stimmung, von der Schar seiner Getreuen umgeben, sprach der Meister auf den Stufen, welche zu dem inneren Garten führen, sie an. Zu seiner Seite, etwas tiefer, den Hut ehrerbietig in der Hand, stand Liszt und hörte, die Augen gespannt auf den Meister gerichtet, begeistert zu. Als der Meister am Ende seiner ergreifenden Ansprache angelangt war, änderte er plötzlich den Ton und rief aus: „Jetzt wird uns Liszt etwas spielen." Der Freund lächelte, folgte dem Aufruf, das Gesamtorchester und die auserwählten Anwesenden stürmisch ihm nach, und er trug seinen Franziskus auf den Wogen vor, wobei ihm wohl das Bild des Freundes vorschweben mochte, der auf den gegen ihn sich auftürmenden Lebenswellen, einzig durch seinen Glauben getragen, an das Festland gelangt war.

„Wer Liszt in Bayreuth nicht gesehen hat, hat seine ganze Größe nicht gekannt", sagte die bewährteste Freundin beider Künstler und eifrigste Förderin des Werkes von Bayreuth. Liszt seinerseits äußerte zu einem getreuen und als Klavierspieler wie Dirigent gleichbegabten Schüler: „Man muß in Bayreuth gewesen sein, um zu erkennen, auf welch' himmlischen Höhen Wagner einherschreitet."

Als im Jahre 1873 Liszt in Weimar seinen Christus aufführte, wohnte der Meister dieser Aufführung bei und beglückte den Freund durch den Ernst seiner Teilnahme. Die Bildung des Wagner-Vereins erweckte Liszts ganze Sympathie. In seiner Jugend hatte er sich von gleich ihm für das Wohl der Menschen Gesinnten, und man darf beinahe sagen, Gleichbegabten umgeben gesehen. Er hatte den Traum einer Genossenschaft zur Förderung des künstlerisch Guten immer weiter geträumt. Die Gründung des Tonkünstlervereines, welche sich ihm verdankt, legte davon Zeugnis ab. Nun freute er sich, seinen immer einsamen Freund von verständnisvollen Anhängern umgeben sich zu denken! Er hat später ein eindringliches Wort zugunsten der Erhaltung dieses Vereines niedergeschrieben. (Bayr. Bl. 1898, S. 363.) Vor allem war es die Niederlassung des Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth und mit diesem die Gründung der Bayreuther Blätter, welche ihn mit Genugtuung erfüllte, denn von je hatte er es für eine Notwendigkeit unserer Zeit erachtet, daß zwischen dem Kunstwerk und

dem heutigen Publikum eine vermittelnde Stimme sich erhebe. In diesen Blättern war es, wo die wundervollen Worte des Meisters über die Dante-Symphonie niedergelegt wurden. „Diesmal war es die Dante-Symphonie Liszts, nach deren erneuter Anhörung ich mich abermals von dem Problem befangen fühlte, welche Stellung dieser eben so genialen als meisterlichen Schöpfung in unserer Kunstwelt anzuweisen sei. Nachdem ich kurz zuvor mit der Lektüre der göttlichen Komödie beschäftigt gewesen, und hierbei neuerdings alle die Schwierigkeiten der Beurteilung dieses Werkes, über welche ich mich oben äußerte, erwogen hatte, trat jetzt jene Lisztsche Tondichtung mir wie der Schöpfungsakt eines erlösenden Genius entgegen, der Dantes unaussprechlich tiefsinniges Wollen aus der Hölle seiner Vorstellungen durch das reinigende Feuer der musikalischen Idealität in das Paradies seligst selbstgewisser Empfindung befreite. Dies ist die Seele des Danteschen Gedichtes in reinster Verklärung. Solchen erlösenden Dienst konnte noch Michel Angelo seinem großen dichterischen Meister nicht erweisen; erst als durch Bach und Beethoven unsere Musik auch des Pinsels und Griffels des ungeheuren Florentiners sich zu bemächtigen angeleitet war, konnte die wahre Erlösung Dantes vollbracht werden.“

Es ist ein erhebend versöhnlicher Zug des Schicksals, daß gerade die Dante-Symphonie den Meister zu diesen Worten begeisterte. An dieses Werk knüpfte sich die mit Recht seitens des Meisters

empfundene Kränkung. Es wurde ihm das Widmungsexemplar zuerst gar nicht, dann in nachlässiger Form gesendet, und wenn wir aus den Briefen Liszts bei Gelegenheit der Graner Messe und ihrer Verteilung erfahren, welcher Wert auf den Einband bei der Versendung an verschiedene Würdenträger gelegt wurde, so dürfen wir aus der erwähnten Vernachlässigung entnehmen, daß es wirklich gelungen war, Liszt davon zu überzeugen, seine Werke interessierten Wagner, selbst das ihm gewidmete, nicht im geringsten.

Und nun dieser Ausdruck der Liebe und der Bewunderung! Sicherlich bedeutete er des Künstlers höchste Genugtuung und eine so übermäßige Entschädigung für sonstige Unbill, daß diese ihm kaum eines Lächelns wert nunmehr erscheinen mußte.

Wir erwähnten Liszts regelmäßige Besuche bei seinem Freund. Wenn der Meister sich nicht in Bayreuth aufhielt, so suchte ihn Liszt da auf, wo er weilte, z. B. unter anderm in Siena und in Venedig. Der Charakter dieser Vereinigungen war ein so eigentümlicher, daß er sich schwer schildern läßt. Vor allem trug er das Gepräge der Heiterkeit. Wenn wir wohl für beide Freunde es beklagen möchten, daß sie nicht in der Jugend eng zusammen trafen und später einen ununterbrochenen Verkehr genossen, so dürfen wir doch annehmen, daß nichts zu ihrem völligen Verständnis, zu dem Freimut ihres Umgangs so beitragen konnte, als der Umstand, daß beide jetzt völlig losgelöst von der Welt

und keiner ihrer Täuschungen mehr geneigt waren. „Liszt ist mir in die Siebenziger vorangegangen, und ich bin ihm bereits in das Siebenzigste gefolgt; mit uns beiden hat man nichts anzufangen gewußt, und glücklicher war ich als mein großer Freund, der zu gut Klavier spielt, um nicht bis an sein Lebensende als Klavierlehrer geplagt zu werden, worin sich wiederum eines der populärsten Mißverständnisse unserer Musik-Jetztzeit recht naiv ausdrückt", so schreibt der Meister an Friedrich Schön. Dafür, daß die Welt nichts mit ihnen anzufangen wußte, gehörten sie, von einem gleichen Los betroffen, gleich groß in der Ertragung dieses Loses, sich um so inniger, verständnisvoller an.

Wagner beklagte es ehedem, daß Liszt seinen Humor nicht begriff, überhaupt keinen Humor besäße. Vielleicht übersah er dabei, daß dem Freund von Jugend auf schwere Erfahrungen und Verantwortungen geworden waren, und daß der Übermut, der seinen frühesten Lebensjahren wohl eigen gewesen, von dem wir manche Zeugnisse haben, wohl entschwinden mußte. Jetzt nahm er in dem einzigen Umgang, der sein künstlerisches Wesen frohmütig stimmen konnte, verständnisvoll Anteil an dem Humor seines Freundes.

„Im September 1880 machte Liszt von Rom aus einen Besuch beim Meister in Siena. Auf der Station bei seiner Abreise dorthin war er ziemlich übel aufgelegt; es war wohl Ermüdung oder sonst etwas, was die Veranlassung dazu gab; er hatte den Abend zuvor bei der Fürstin Wittgenstein zugebracht und

rief mir noch durchs Coupéfenster zu, ich möge jedenfalls zur Fürstin heute noch gehen, da sie mich bestimmt erwarte. — Wie aber kehrte er von Siena zurück! Voller Leben und Feuer, verjüngt um 20 Jahre, voll übersprudelnder Heiterkeit, wie nach einer Befreiung! Er hatte in Siena einen Einblick in den Parsifal getan, der, wie er freudig erzählte, nun fertig sei und nur noch ein paar Monate der Instrumentierung bedürfe. „Ich habe dich bestohlen", habe der Meister ihm scherzend geäußert, und fügte, als ich mich vergeblich besann, worauf des Meisters Scherz sich beziehen könne, gleich selbst hinzu, indem er das betreffende Motiv vorsang: ‚Die Glocken von Straßburg' fangen ähnlich an, — nun, es wird schon auch dafür mal eine Zeit kommen." „Doch erklang aus der Art, wie diese Worte nebenbei hingeworfen wurden, heraus, daß er auf diesen Scherz des Meisters stolz war. In Siena war Liszts ‚Angelus' für Streichquartett entstanden."

So berichtet einer seiner durch Talent und Gesinnung vornehmlich ausgezeichneten Schüler. Eine durch ihre Sorge um Liszt altbewährte Freundin der Fürstin erhielt aus Venedig brieflich folgende Worte über Liszt: „Wir finden ihn viel wohler aussehend als wie diesen Sommer — alle Freunde wollen an ihm nur die günstigste Veränderung (seit dem vorigen Jahre) wahrnehmen; er spricht und erzählt viel, jene Gereiztheit, die uns in Rom so oft erschreckte, ist ihm ganz fern, vieles stimmt ihn heiter und entlockt ihm Teilnahme."

Das Viele, was Liszt bei seinen Besuchen des Meisters heiter stimmte, wollen wir näher zu beleuchten versuchen. Zwischen 1876 und 1882 verstrichen für den Meister wiederum schwerste Jahre. Wie man weiß, erlebte er mit seinen Festspielen ein großes Defizit und damit die Nötigung, das ihm Verhaßteste: Konzerte zu geben, um Geld einzutreiben. Er hatte früher geglaubt, es würde genügen, seine Aufführungen zu erreichen, um dann verstanden und unterstützt zu werden. Daß dies unterblieb, ließ ihn noch einmal auf das bitterste die Stellung des Künstlers in Deutschland empfinden; und daß diese Empfindung in dem Zusammensein mit seinem Freunde die Stimmung nicht verdüsterte, verdankte sich zweien Umständen. Erstens, daß er Parsifal konzipierte und ausführte, alsdann, daß eine muntere, aufblühende Kinderschar ihn umgab, die auch für Liszt ein ihm fremd gebliebenes Element wohltuend bedeutete.

Zweimal in seinem Leben, vor seiner Beziehung zur Fürstin Wittgenstein, war die Möglichkeit der Ehe Liszt genaht. Das erstemal im frühesten Jünglingsalter, das zweitemal kurz vor seiner Begegnung mit seiner Freundin. Er warb um die Hand der Nichte Lamartines, Gräfin Valentine von Cessiat, bei welcher er Teilnahme für sich annehmen durfte. Sie entschloß sich aber, bei ihrem Oheim zu bleiben und ihm, der dessen bedürftig war, ausschließlich ihre Sorge zu widmen. Man erkennt aus diesem Schritte Liszts die Sehnsucht nach einem geregelten Dasein, welche die Fürstin stillte.

Er beabsichtigte damals, seine Mutter und seine Kinder zu sich zu nehmen — es sollte nicht sein, und seine Franziskaner-Zigeunernatur eignete sich wohl für ein solches, auf herkömmliche Gegebenheiten erbautes Leben nicht. Nun aber, am Schlusse seiner Tage, auf sein Leben zurückblickend, war ihm dieser Umgang mit der unter dem Schutze des Genius glücklich sich ausstrahlenden, ihm zugehörigen Jugend wie dem Dürstenden ein Trunk aus frischem Quell. Er verkehrte mit jedem der Kinder bis an den Schluß seiner Tage in rührend eingehender Weise. In Italien nahm er gern seinen Enkel mit sich und ließ sich von ihm verschiedentlich zu Gebäuden, die des Knaben Phantasie erregten, geleiten. Er selbst führte ihn einmal zu einem katholischen Gottesdienst mit Musik. Diese Musik fiel auf italienische Weise so schlimm aus, daß Liszt seinen Enkel wütend fortzerrte und ein über das andere Mal ausrief: «Ce sont des saletés!» — förmlich, als ob er Sorge trüge, der Knabe könne annehmen, er billige solche Kunst. Gegen seine Gewohnheit teilte er einmal mit, es sei ihm geschrieben worden, er spiele bei den Festspielen eine Statistenrolle. „Nun," meinte er, „es kommt darauf an, wo und wie man Statist ist." Dies sagte er ohne Gereiztheit, mit dem sicheren Gefühl, daß der große Mensch nie geringer werden kann, und daß die Bedeutung nicht von dem Grad der Aufmerksamkeit abhängig ist, die man selbst oder ein anderer auf sich zieht.

Eine fast stetige Veranlassung zur Belustigung

waren Zitate aus der Zauberflöte seitens des Meisters, und es ist wohl eigentümlich zu bemerken, daß in einer gemütlichen Anwandlung Liszt seiner Freundin in einem der ersten Briefe auch diesen Text ziemlich eingehend anführt.

Des öfteren verließen Vater und Großvater den Familientisch, weil sie ein Gespräch begonnen hatten, welches für Kinderohren und Gemüter nicht paßte, kehrten dann lachend zurück, und die Kinder stimmten in dieses unbegriffene Lachen wie im Chor ein. Als einmal Liszt dem Meister eine seiner Kirchenkompositionen vorspielte, rief dieser am Schluß aus: „Dein lieber Gott macht aber viel Spektakel", wogegen, als der Meister sich dann an das Klavier setzte und etwas von Beethoven anstimmte, ihm Liszt zurief: „Das spiele ich besser." Einmal, am Schluß eines Aufenthaltes in einer nicht so geräumigen italienischen Wohnung, wie das Landhaus von Siena, sagte ihm der Meister mit Munterkeit: „Diesmal haben wir uns gegenseitig geniert." — Endlich war das erreicht, wonach Wagner sich stets gesehnt hatte: ein freimütiger, ausgelassener Verkehr, wo in der sicheren, gegenseitigen Liebe nichts mißverstanden, nichts empfindlich aufgenommen werden konnte. So empfing er ihn jedesmal mit Wonne, ja einmal illuminierte er in seiner überschwenglichen Freude die ganze große Wohnung und sagte dabei humoristisch-ärgerlich zu den Kindern, da Liszt in seiner Schlichtheit nicht annahm, es sei für ihn geschehen: „das bemerkt er wieder nicht". Der Meister holte ihn einmal gebieterisch

von der Arbeit, um mit der Kinderschar der feierlichen Einrichtung eines glänzenden Hühnerhofes beizuwohnen, wo unter anderm zwei weiße Pfauen — eine Gabe des nachbarlichen Wolzogenschen Hauses — den Meister besonders ergötzten. Die prächtigen Neufundländer Hunde trugen ihren Teil zur täglichen Unterhaltung und Ablenkung von Sorgen bei; die schönen schwarzen Schwäne, welche der König im Hofgarten für den Meister gestiftet hatte, ebenfalls, und alles mußte Liszt mitgenießen, mitbetrachten. Ihm zu Ehren wurde auch der Whisttisch abends eingerichtet, der aber seinem Namen nicht entsprach, da so viel dabei gescherzt wurde, daß der Ernst des Spieles dabei empfindlich zu kurz kam. Liszt mußte aber auch öfters vorspielen, zumeist von Bach oder von Beethoven; da war der Meister längere Zeit darauf noch immer still wie in der Andacht, dann sprang er plötzlich auf und streichelte und koste Liszt wie ein Kind. Dies tat er überhaupt häufig, und Liszt sah ihn dabei mit überraschten, strahlenden Augen beglückt an. Einmal — so erzählt H. von Wolzogen in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner" — kroch er nach einem solchen Vortrage auf Liszt zu mit den Worten: „Franz, zu dir darf man nur auf allen vieren kommen!" Aber auch der ernsten gemeinsamen Mitteilungen gab es viele; unter anderm legte der Meister seinen Plan einer Schule Liszt vor und forderte ihn auf, dabei mitzuwirken und längere Zeit sich in Bayreuth dafür aufzuhalten. Sie kamen wiederum scherzhaft-ernst überein, den

gespreizten sonstigen Institutstiteln entgegen, das ihrige „Temposchule" zu nennen. So erlebte Liszt auch ganz voll und tief Parsifal, erst in einzelnen Mitteilungen, dann in seiner Aufführung. Er, welcher unter Mitwirkung seiner Freundin in „Christus" der Entwicklung der katholischen Kirche, wie sie heute sich uns darstellt, einen mächtigen Ausdruck verliehen, empfing das Werk, welches das Christentum in seiner ganzen Reinheit, abseits jeder äußerlichen Form, wiedergibt, mit exstatischer Begeisterung. Doch dies bedarf keiner Schilderung, erträgt sie sogar kaum, und wir wollen das Bild des Familienlebens nur mit der Erwähnung eines Weihnachtsfestes in Venedig abschließen, weil es rührend war, den Großvater, durch Gäßchen eilig wandelnd, in Läden einkehren und für alle seine Enkel Geschenke heimbringen zu sehen. Er, dem nichts zu geben war, erhielt von dem Meister ein Bild des heiligen Franziskus, wie er die Wundmale empfängt, mit folgendem Vers:

„Nicht läßt sich Gott von Angesichte gleichen,
Nicht an Gewalt, noch Weltenpracht und Glanz:
Sieh' dort des Wundenmales göttlich Zeichen,
Durch das dem Herrn sich glich der heil'ge Franz:
Noch so beredt, nicht mehr aus seinem Munde,
Zur Welt spricht Gott aus seines Heil'gen Wunde."

Liszt hielt die Eindrücke dieser Besuche bei seinem Freunde in einer Komposition fest, welche er „die Schutzengel" benannte. Er gab ihr als Titelblatt ein Bild aus Wahnfried: Die heilige Familie, von drei Engeln umgeben, in welchem Paul Joukovsky die Züge der Kinder wiedergegeben

hatte, und er widmete dieses Stück seiner Enkelin Daniela.

So erscheint es als kein Zufall, sondern als eine Notwendigkeit, daß er seine Tage in Bayreuth beschloß. Er erlebte noch eine Herzensfreude an der Verlobung seiner Enkelin mit Henry Thode. Und auch hier fand sich ein merkwürdiger Zusammenhang. Das erste Werk des jugendlichen Kunsthistorikers hatte Franz von Assisi zum Gegenstand; es war darin dem Heiligen eine bis dahin noch nicht erkannte Bedeutung für die Entwicklung der italienischen Kunst nachgewiesen. Liszt, der für diesen Heiligen eine leidenschaftliche Verehrung hegte, las das Buch und drückte dem von ihm in Weimar auf das wärmste empfangenen Autor seine volle Anerkennung und Zustimmung aus. Er meldete sich zur Trauung an. Da die Kunde seiner Erkrankung sich verbreitet hatte, besuchte ihn seine Tochter in Weimar, um ihm Schonung zu empfehlen. Er empfing sie ziemlich wiederhergestellt und sagte ihr, er habe den Arzt gefragt, was seine geschwollenen Füße bedeutet hätten; dieser antwortete: Wasser. „Ich weiß, was das heißt", erwiderte Liszt lachend.

Er kam in Bayreuth am 3. Juli 1886 verhältnismäßig wohl an, und allen Gästen ist es erinnerlich, wie freundlich gesprächig er sich gab, ja, wie er den Empfang und alle damit verbundenen Pflichten mit seiner ihm einzig eigenen, unwiderstehlichen Herzensliebenswürdigkeit übernahm. Nach dem Trauungstage war er nicht abzuhalten, sich zu Freunden

zu begeben, welchen er seinen Besuch zugesagt hatte. Er kündigte seine Wiederkehr für die Eröffnung der Festspiele an. Er traf auch ein, aber in einem Besorgnis erregenden Zustande. Er erzählte ohne Klage, Mitreisende hätten nicht gewünscht, daß in später Abendstunde das Fenster des Coupés geschlossen würde. Es war nicht möglich, ihn davon zurückzuhalten, Vorstellungen von Parsifal und Tristan beizuwohnen. Von der Aufführung dieses Werkes, welches zum erstenmal unter Felix Mottls Leitung in Bayreuth gegeben wurde, sagte er zu seiner Tochter: „Es ist so gut als möglich." (C'est aussi bien que possible.) Die Nachtklänge des Tristan waren die letzten, die er vernahm; den Tag nach der Aufführung brachte er in seiner Stube zu, er wollte sich aber nicht legen. Von den Seinigen gefragt, wie er sich befände, antwortete er mit jenem geheimnisvollen Ton, der ihm eigen war, wenn er etwas anderes andeutete, als was er zu sagen schien: „Gut, bis es besser wird." (Bien jusqu'à mieux.) Endlich mußte er sich doch zum Legen entschließen, aber wie der Tag kam, wo er eine Aufführung vermutete, sprang er halb vom Bette auf, rief: „Meinen Paletot, ich will in Parsifal!" Mit Mühe wurde er wiederum in sein Bett gelegt. — Da der aus Erlangen berufene Arzt nur leise Hoffnung einer Besserung gab, frug ihn seine Tochter, ob er jemand herbeiwünschte. Da erhob er sich mit Gewalt und rief, fast mit dröhnender Stimme: „Niemand!" Dies war das letzte laute Wort, welches er von sich gab. Er

sank auf sein Lager zurück, faltete die Hände, betete und entschlummerte in sanfter Andacht.

So fand er den ersehnten Frieden in Bayreuth. Er ruht auf dem Friedhof, welcher beiden christlichen Konfessionen gemein ist, in der von Gabriel Seidl aus München in romanischem Stil errichteten Kapelle; „ich weiß, daß mein Erlöser lebt“: dies die Inschrift dieser Kapelle; das war sein Glaubenswissen, in welchem er selig wurde.

Die bis zur Anbetung geliebten Klänge seines Freundes und Meisters umtönen seine Seligkeit, und jeder echte Kunstpilger, der zum Festspielhause wallt, bringt dem Hochgemuten seine verehrungsvolle Huldigung dar.

Beilage I.

Chère enfant.

Gran-Maman m'écrit que vous parlez souvent de moi et que mon souvenir vous est présent chaque jour. Ce m'est une bien douce pensée, je vous assure, et je ne veux pas manquer de vous le dire. Dans peu de mois je vous reverrai; si même je ne pouvais revenir à Paris, gran-maman vous conduira quelque part où je serais, soit en France, soit en Allemagne. Ce petit voyage fera du bien à votre santé, que je voudrais tant voir se fortifier. Mais en attendant vous pouvez me faire un grand plaisir. Ecoutez, mes enfants. Le 2 avril c'est la St. François, ma fête, et je désire que vous la fêtiez. Tâchez que Blandine obtienne un congé de Madame Bernard

et allez tous les trois à la messe le matin. Si l'église de St. Vincent de Paul, rue Montholon, est encore ouverte, allez là; j'y ai bien prié autrefois. Le restant de la journée, promenez en voiture et jouez à coeur joie. Gran-Maman vous donnera des fleurs et des jouxjoux; et le soir invitez à dîner Madame Seghers et qui vous voudrez, et puis vous m'écrirez, ou me ferez écrire si vous n'êtes pas encore assez avancée en calligraphie, le récit de votre journée.

Cherchez sur votre carte géographique Gibraltar, c'est de là que je vous écris. Le 2 Avril je serai à Grenade. Que votre pensée vienne m'y retrouver et qu'un reflet de la mienne rayonne doucement sur vos fêtes candides!

Adieu, chère enfant; embrassez *Dum dum*, et puissiez vous être heureuse en restant toujours douce et bonne.

Je vous embrasse tendrement

Gibraltar, 5 Mars 1845. F. Liszt.

Beilage II.

Kinder! ich bin müde, müde! Laßt mich an Euch denken; laßt mich Euch sagen, daß in der reinsten Tiefe meines Herzens Euer Bild beständig lebt — und ruht! —

Ja, Dank sei Gott! Ein festes Zutrauen, eine klare Zuversicht in Eure Zukunft verläßt mich nie! Ihr werdet lieb, gut, vernünftig handeln und wandeln! Ihr werdet mich einst lieben und verstehen ... und wenn ich dann nicht mehr unter Euch sein

kann, so wird Euer Gebet noch Versöhnung und Ruhe zu meinem Grab bringen!

Seiet Ihr jetzt lieb und gut unter Euch! Seiet drei mit einem Herzen und einer Hoffnung! — Que Blandine, qui est l'ainée et la plus instruite, soit aussi la meilleure et la plus douce et la plus aimable; que Daniel, qui est le plus jeune, se prépare d'esprit et de coeur à remplir tous ses devoirs envers vous; que Cosima enfin, qui est la plus délicate, se fortifie par votre affection et votre dévouement; qu'enfin la bénédiction de Dieu repose sur vous, — comme mes plus saintes affections, mes plus chères espérances sont en vous.

Chateau de Kryijanowitz F. Liszt.
(chez le Prince Lichnowsky) 25 Mai 46.

Beilage III.

Chère enfant.

Je vous envoie toutes les bénédictions de mon âme pour le jour de votre première communion. — Priez pour votre mère et grand-maman, qui a été si bonne, si patiente, si pleine de soin attentif pour vous; priez aussi pour moi, qui en ai tant besoin! La prière est la respiration de l'âme, comme l'a dit un grand écrivain. Respirez donc, chère enfant, respirez de tout votre coeur, mon doux coeur, — et que Dieu reçoive l'humble don que vous lui ferez de votre vie qui, je l'espère, restera toujours pure et abritée. Je ne puis malheureusement vous revoir aussi tôt que je le comptais; mais j'espère toujours que les affaires qui me retiennent se termineront

de manière à ne pas trop éloigner le jour où je vous retrouverai, et alors ce sera pour plus longtemps qu'autrefois.

Embrassez soeur et frère et tous trois faites moi joie par vos bons sentiments, votre bonne conduite, votre exactitude à bien remplir vos devoirs, votre attachement reconnaissant pour vos maîtres — enfin pour tout ce que votre bon coeur vous dictera mieux que je ne saurais l'écrire.

Adieu, chère enfant — je vous embrasse et vous aime bien.

6 Juin — Weymar. F. Liszt.
1849.

Beilage IV.

An Daniel:

La nouvelle de votre *premier prix d'histoire* m'a causé une bien agréable satisfaction et je vous sais gré, mon cher Daniel, d'avoir ainsi repondu aux soins que je prends, et à l'attente que je fais de vous. — Une fois sérieusement entré dans la vie de l'application et de l'étude, il est à présumer que vous ne vous arrêterez pas mollement à mi-chemin, et que vous aurez l'ambition de viser à des succès et à des contentements de plus en plus difficiles à obtenir. — Vous ne seriez pas mon fils, et j'aurais à vous renier comme tel, si vous n'etiez animé d'un sincère amour du travail, d'un zèle passionné pour la tâche qu'il vous est donné d'accomplir. — Comprenez bien une fois pour toutes, et souvenez vous sans cesse que ce n'est qu'au prix d'un travail

constant et d'efforts continus qu'il est permis à l'homme d'acquérir sa liberté, sa moralité, sa valeur et sa grandeur par l'annoblissement progressif de ses facultés et de sa nature. — Aussi le meilleur côté des succès obtenus est-il d'éperonner en nous ce besoin d'étendre les limites de notre pouvoir intellectuel, d'agrandir l'horizon de notre âme, et de se surpasser elles-mêmes, qui est au fond de toutes les natures qui valent la peine d'être comptées. — Quand je vous reverrai, cher enfant, je vous entretiendrai de cela plus au long et vous l'expliquerai plus sensiblement. Un simple Proverbe: «la paresse est la mère de tous les vices», pourra vous servir de texte. Il vous conduira droit à la maxime corollaire dont je vous recommande la méditation et la pratique: «le travail est le père de toutes les vertus». Or qui dit vertu, dit force, supériorité, élévation, grandeur .....

Oui, cher enfant, depuis que Dieu a imposé le travail à l'homme, c'est par le travail qu'il accomplit la double loi de son expiation et de sa réhabilitation. Travailler sur soi et sur autrui, travailler pour s'approprier les connaissances acquises, travailler pour les augmenter, les étendre, les faire fructifier, telle est notre destination sur cette terre. Glorifions-en le Seigneur, car c'est à cette condition qu'est notre gloire et notre salut! —

Il m'intéresserait d'être informé par vous avec plus de détail comment vous avez obtenu votre premier prix — quelle tâche vous aviez à faire, quel sujet devait être traité etc. Ecrivez moi de

cela dans votre prochaine lettre — et préparez vous à obtenir l'année prochaine deux premiers prix. Vous en aurez double plaisir et vous vous préparerez bien de la sorte à vous distinguer dans la carrière que vous choisirez. —

Je vous embrasse bien tendrement cher enfant et vous bénis de la joie que vous me donnez.

Weymar, 22 Aout 1852. F. Liszt.

Beilage V.

Mon cher Daniel.

Voilà un bel oeuf de Pâques que tu t'es cuit par ton application et je t'en félicite de tout coeur. — Tâche d'augmenter ta Bibliothèque de *prix*, à laquelle ton Salluste de ce concours fait un si bel ornement. Je me souviens toujours avec plaisir d'une Bibliothèque de ce genre dont je disposais il y a une vingtaine d'années, qui avait été acquis comme prix de Collège et de grand concours par Mr. de Ferrières, actuellement Ministre de France à Weymar. Jusqu'ici je portais toujours envie à son possesseur; mais si tu t'en fais une semblable je me consolerai de n'avoir pas été à même de mieux mettre à profit les années de ma jeunesse. On a beau faire et travailler plus tard — il manque toujours un certain fonds, aisé à mobiliser et à faire valoir, à ceux qui n'ont pas passé les échelons réguliers des études de collège — et plus d'une fois encore maintenant je me prends de regret d'avoir négligé les cours que j'aurais à la rigueur pu suivre après la mort de mon père. Mais d'une

part je ne connaissais personne qui fut en mésure de me conseiller avec cette superiorité de vue, qui fait que les conseils sont executés par un esprit sensé, et de l'autre j'étais obligé de gagner depuis l'âge de 12 ans ma vie et de subvenir à l'existence de mes parents, ce qui nécessitait des études spécialement musicales, qui absorbaient tout mon temps jusqu' à l'age de 16 ans, où je me mis à enseigner le Piano (et même l'harmonie et le contrepoint), et à me produire comme Virtuose dans les salons et en public, tant bien que mal. A la vérité je réussis assez vite à acquérir une position passablement lucrative et à faire une espèce de personnage artistique à réputation. Ce nonobstant il eût mieux valu pour moi alors m'appliquer davantage et regulièrement à cultiver mon esprit et à me mettre ainsi à un meilleur niveau de connaissances positives avec les hommes distingués que j'eûs l'avantage de fréquenter très jeune et dont plusieurs m'honoraient de leur amitié, ce qui m'a conduit à réfléchir sur diverses matières, à suppléer aussi bien que je pouvais, par des lectures attentives, à mon manque d'études regulières, et à me distinguer peut-être aussi par là d'autres gens de ma profession, lesquels ne s'avisent pas de grand chose en dehors de leur doubles croches et du train trop ordinaire de la vie bourgeoise.

Pour toi, mon cher Daniel, comme tu es placé dans de meilleures conditions, il est juste que tu en apprennes plus long que ton père n'a pu le faire à ton âge, et ce m'est une bien véritable et

douce satisfaction de voir que tu réponds si bien à ce que je me plaisais à attendre de toi. Continue de la sorte, cher enfant, et prépare toi vigoureusement à entrer dans le monde avec un lest suffisant de connaissances solides. Elles te rendront de bons services tant pour ta carrière que pour l'agrément et le charme de ta vie, — fais donc bien *tes humanités* afin que tu sois bel et bien un *homme* de pied en cap, plus tard. —

Je t'embrasse et te bénis

20 Avril 1854. F. Liszt.

Beilage VI.

(H. v. Bülow, Briefe, Bd. I, S. 235.)

Eisenach, 2. Sept. 1850.

... Am folgenden Mittag speiste ich bei Liszt und hatte Gelegenheit, die Fürstin näher kennen zu lernen, nämlich sie sprechen zu hören, denn während sie stundenlang spricht, gönnt sie ihrem Interlocuteur kaum eine halbe Minute zu einer Replique. Wir stritten über Wagner; Raff behauptete, Wagner befolge ein System, und Lohengrin sei die Konsequenz davon; die Fürstin fand, daß Lohengrin durchaus lyrisch und undramatisch sei und unter dem Tannhäuser stehe. Ich war in dem Hauptpunkte mit Raff einverstanden, der der Fürstin immer deutsch antwortete; stritt aber, soviel man mir Worte gönnte, und sie konnten gezählt werden, diese Worte, gegen beide, wobei zuweilen die Fürstin auch meiner Meinung war, namentlich als ich Raff widersprach, der einen

griechischen Fatalismus annehmen wollte, der in dem Libretto herrsche, indem ich sagte: La volonté de chaque caractère dans le Lohengrin est tout à fait identique avec son sort; Lohengrin n'est pas forcé de retourner dans le temple du Gral; sa volonté seule le pousse au retour. S'il ne faisait pas cela, il ne serait pas Lohengrin. — Als ich jedoch — ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam — auf Wagners in seinen Broschüren ausgesprochene Ideen verwies, rief sie sehr lebhaft aus: Ah, monsieur, ne me parlez pas de ces grosses bêtises. Liszt war nicht gegenwärtig bei dieser Unterhaltung, die die Fürstin mit einer bewunderungswürdigen Schärfe, mit stets neuen, nie oberflächlichen Behauptungen fortführte, indem sie die schwersten Pflanzerzigarren dabei rauchte und einen fürchterlichen Qualm verursachte. —

Beilage VII.

(Briefe a. d. F., Nr. 50, S. 39.)

1850.

Prière.

Seigneur, le plus inaccessible de Vos mystères, c'est le bonheur. L'accomplissement de Votre loi n'en est que la voie et le voile terrestre. Seigneur, nos lèvres sont muettes, nos coeurs cessent de battre et si nos aspirations anticipent les félicités du ciel, c'est que Votre bénédiction est vivante dans nos âmes. Et cette bénédiction rejaillit dans la vie éternelle!

Beilage VIII.

(Nr. 112, S. 139.)

1853.

Dimanche, 3. Juillet, 8 h. du matin.

Que la paix et la bénédiction du Seigneur soient avec vous et avec votre enfant! Je n'ai plus eu le temps de vous écrire de Carlsruhe, Vendredi, 1er Juillet — et suis parti vers 1 heure après avoir déjeuné avec Linange, et causé très abondamment avec lui, pour Bâle, et de là avec la poste, à 10 h. du soir, pour Zurich. Le trajet se fait en 9 heures.

— — Wagner m'attendait au débarcadère, et nous nous sommes quasi étouffés d'embrassements. Il a parfois comme des cris d'aiglon dans la voix. En me revoyant, il a pleuré et ri et tempêté de joie — durant au moins un quart d'heure. Nous avons été de suite chez lui, et nous ne nous sommes pas quittés de la journée. Il est très bien logé, s'est donné de beaux meubles — entre autres un canapé ou plutôt une chaise longue, et un petit fauteuil en velours vert — a fait superbement relier en rouge les partitions de piano de Rienzi, de Tannhäuser et de Lohengrin. Il tient à garder des airs de luxe, fort modérés du reste — à peu près comme vous teniez à ne pas priver de l'ornement de votre personne les bals de la Erholung, etc. Il a bonne mine, tout en ayant plutôt maigri depuis 4 ans. Ses traits, en particulier son nez et sa bouche, ont pris une finesse et un nerf d'accentuation remarquables. Sa mise est plutôt élégante. Il porte un chapeau d'un blanc légèrement rosé, n'a nulle-

ment les allures démocratiques — et m'a assuré à vingt reprises, que depuis son séjour ici, il avait complètement rompu avec le parti des réfugiés — et s'était même fait bien voir et bien venir auprès des gros bonnets de la bourgeoisie et de l'aristocratie du canton. Ses rapports avec les musiciens sont ceux d'un grand général qui n'aurait qu'une douzaine de marchands de chandelle à discipliner. Sa logique à l'endroit des artistes est d'un acéré impitoyable. Pour moi, il m'aime de coeur et d'âme, et ne cesse de dire: „Sieh, was du aus mir gemacht hast!" — quand il est question de choses relatives à sa réputation et à sa popularité; vingt fois dans la journée, il m'est sauté au cou — puis il se roulait par terre, caressant son chien Peps et lui disant des sottises tour à tour — crachant sur les Juifs, qui sont pour lui un terme générique, d'un sens très étendu. En un mot, une grande et grandissime nature, — quelque chose comme un Vésuve en train de feux d'artifices, lançant des gerbes de flamme, et des bouquets de roses et de lilas. „Die Kunst ist nur Elegie", me dit-il entre autres — et en me développant ce thème des souffrances infinies et de chaque heure de l'artiste — il me conduisit à lui dire: „Ja, und der gekreuzigte Gott ist eine Wahrheit." —

Sa femme n'est plus belle, et assez engraissée — mais elle a bonnes façons, et fait son ménage — même sa cuisine. Pour aujourd'hui, il a voulu tuer le veau gras et faire une grande fête. Nous avons eu peine à le modérer sur ce chapitre, et à

réduire les invitations de dîner au chiffre de 10 ou 12. Hermann servira, car il n'a pas de domestique mâle.

9 heures.

On m'apporte deux lettres à la fois, de vous — car je n'en avais reçu qu'une à Carlsruhe. Merci, merci, vous êtes mon ange gardien, et mon étoile des mages. Quand nous nous reverrons, rappelez-moi de vous dire quelque chose qui s'est révélé en moi à Carlsruhe d'abord, et qui est maintenaut devenu comme une boussole intérieure ..... C'est quelque chose qui se rapporte à la musique, et à vous. Je ne saurais pas bien comment l'écrire en ce moment, mais quand je vous en aurai parlé, je trouverai les mots. — — —

Beilage IX.

(Nr. 115, S. 148.)

1853.

Vendredi, 8 Juillet, matin.

Avant-hier, à 3 heures de l'après-midi, nous nous sommes embarqués par le plus beau soleil, avec Wagner et Herwegh, sur le bateau à vapeur du lac de Zurich pour nous rendre à Brunnen, qui est un des plus beaux points du lac des Quatre-Cantons. C'est moi qui avais proposé cette excursion à trois, pour échapper d'abord aux visiteurs, qui menacent de nous encombrer ici — et causer à poitrine ouverte, si l'occasion s'en trouvait, avec Wagner. J'avais aussi un besoin secret de me laisser gagner par une de ces grandes impressions que les grands

sites me font — et me résignai à dépenser une centaine de francs à cette fin. Après 2 heures de traversée en bateau et 4 ou 5 en voiture, nous arrivâmes en passant par Richterswyl et Schwyz à Brunnen vers 11 h. du soir. Vous étiez sans cesse et partout présente, par ces mystérieuses émanations du coeur, qui nous enchaînent l'un à l'autre. Je vous sentais dans chacun de mes nerfs, et dans chacune de mes veines. L'oeil de mon âme suivait les cils de vos paupières, tantôt à travers les larges ombres que projettent les montagnes, tantôt dans la douce lumière des étoiles. La nature entière était comme le truchement du silence oppressé, que je suis condamné à garder avec vous. N'est-il point venu quelque étoile messagère vous raconter mon amour? Hier matin, Jeudi, à 7 heures, nous avons pris deux bateliers pour nous conduire au Rütli — c'est Grütli qu'il faut dire — et à la chapelle de Tell. Au Grütli nous nous sommes arrêtés aux trois sources et l'idée me vint de proposer à Herwegh Brüderschaft, en prenant de l'eau dans le creux de ma main, à chacune des trois sources. Wagner en fit autant avec lui. Plus tard nous sommes revenus assez en détail sur notre projet du «Christ» — vous savez ce dont je veux parler — et je pense qu'il le réalisera bientôt et grandement. Ce sera l'oeuvre par laquelle je vous parlerai de ma foi et de mon amour, et si les forces ne me manquent, il y aura du grand et du beau. A la chapelle de Tell, nous nous sommes arrêtés quelques minutes. Le batelier nous raconta qu'on y dit 16 messes le même jour,

pendant la semaine de l'Ascension. Quand nous nous reverrons, rappelez-moi les lettres M et N de l'alphabet, pour que je vous fasse part d'un bout de conversation dans cette chapelle de Tell. A 10 h. $^1/_2$ nous étions de retour à Brunnen, d'où nous sommes revenus par le lac de Zug, ici, à 6 h. du soir. — — — —

Je vous dirai plus tard s'il y a lieu que j'aille vous retrouver à Carlsbad — et quand je pourrai le plus commodément reconduire ma mère à Paris. Je vous bénis et vous rends des actions de grâces, du plus profond de mon coeur. Vous êtes mon lac et mon ciel. Le reste: «c'est des bêtises», comme disait le maréchal Sébastiani. — — — —

Beilage X.

(Nr. 137, S. 181.)

Je crois à l'amour, par vous, en vous et avec vous. Sans cet amour, je ne veux ni terre ni ciel. Toutes les voix de mon coeur et de mon âme me chantent le poëme d'amour que vous avezrêvé. Laissez-moi donc à vos côtés. C'est là ma suprême liberté, croyez-le moi. Le reste n'est que servitude et mensonge. Aimons-nous, mon unique et glorieuse bienaimée, en Dieu et en Notre Seigneur Jésus-Christ — et que les hommes ne séparent jamais ceux que Dieu a joints pour l'éternité! Mes réflexions sont faites, et la paix qui remplit mon âme, à la lueur de votre amour, n'est point une illusion. Sachons accepter par la conscience de notre vocation les souffrances de notre destinée.

Elles seront en tout cas passagères. N'oublions pas que notre voie et notre but sont l'amour — l'amour qui rend tout poids léger, car il rejaillit incessamment jusqu'aux sources de la vie éternelle.

11 Mars 54.

Beilage XI.

(Nr. 228, S. 313.)

1856.

Lundi, 11 Août. Hôtel de la Reine d'Angleterre.

Pesth, 6 h. du matin.

— — — Un joli trait de mes amis de Pesth. Au reçu de la nouvelle de mon arrivée, ils ont arrangé un grand dîner en mon honneur, et j'ai été informé par plusieurs personnes, qu'on se préparait à me recevoir avec *pompa di festa*. Par cette raison je suis arrivé ici à la dérobée, à 5 heures du matin. En descendant de wagon, je me suis mis à marcher un bon quart d'heure le long du Danube, évoquant quelques souvenirs, et songeant à vous et à Magnolet. Grosse, qui est ravi de son voyage et me sert à merveille, est venu en voiture à l'hôtel — et m'a établi dans la même pièce qui me servait de chambre à coucher, il y a 10 ans. Grosse occupe une petite chambre attenante, et je paye pour le tout 3 fl. 30 kr. par jour, un peu plus de 2 écus, ce qui n'est pas un prix exorbitant. Mes deux très-grandes fenêtres, dont d'une a une petite balustrade, donnent sur les montagnes, le palais du Palatin, la vieille forteresse démantibulée, et l'observatoire de Bude. C'est une vue splendide, et il y a dès le matin un grand

mouvement de barques, de radeaux et de bateaux à vapeur sur le Danube, sans trop de bruit. Cette population, qui n'a rien des allures que donnent la rudesse et la convoitise du gain aux populations marchandes, m'a toujours fait une impression plus sympathique que toute autre. Les caleçons-Gatyen taillés grossièrement à larges pans, arrondis et élargis en bas, d'une couleur blanche à l'épreuve de toute saleté, — la Guba, sorte de houppelande des paysans, également blanche, — leur gilets en gros drap bleu à boutons en métal blanc, — leurs charrettes et leurs attelages, leur démarche et leur façon de fumer — tout cela a un caractère à part. Rien ailleurs ne remplace ces choses et cette physionomie de la race, quand elles se rattachent aux souvenirs de l'enfance, et qu'on a conservé intacte cette tonalité du coeur qui est le sentiment de la patrie, pour le Hongrois comme pour le Polonais. Aussi mon coeur se mit à pleurer dès la frontière, en apercevant un de ces tableaux si simples d'un berger accroupi nonchalamment «sous la garde» de ses moutons et de ses boeufs — car c'est lui qui avait l'air d'être gardé par ses bêtes. Ma pensée a volé amoureusement, comme une colombe blessée, vers vous, mon bon ange — vers vos paysans, vos champs, votre Podolie, vos levers de soleil, et vos mortes journées qui brûlent votre âme d'une flamme si ardente!! Chère, adorée, unique, vous avez tout quitté pour moi, pour me donner plus que tout — à moi qui ne suis qu'une ombre vacillante, et qui ne sais rien vous donner, rien faire pour vous!

Ne me dites rien sur cela! — laissez-moi ma tristesse et ma souffrance inguérissables! Pénétrez-moi seulement parfois de votre force et votre céleste douceur, et espérons en bon Dieu qui nous a faits l'un pour l'autre! — —

Beilage XII.

Aus drei Briefen von 1857.
(Nr. 278, 288, 294, S. 368, 389, 400.)

J'ai vu le R. Père Roh, et tâcherai de le revoir avant de quitter Aix, après l'avoir entendu prêcher Dimanche prochain. — — — — Sa conversation est d'un flot assez vigoureux, et ses façons accortes, plutôt enjouées, avec une pointe de gaieté. Es geht sehr gut, me dit-il, avec le grain de malice permise, et quasi en se frottant les mains — quand je lui remarquais que le procès de décomposition intérieure du protestantisme ne laissait pas que de faire sa besogne sans perdre de temps. A ce propos il me raconta qu'il avait autrefois fait un ouvrage, dans lequel il avait pris la peine de consigner les protestations successives du protestantisme contre les vérités une à une. De fait, le protestantisme avait renié la Voie, la Vie et la Vérité, en se détachant du tronc de l'Eglise. En joignant ensemble les pierres détachées de l'édifice d'erreur et de mensonge, établi par les docteurs du protestantisme, on verra qu'il n'y a pas une vérité de la foi chrétienne, que l'un d'eux ou plusieurs d'ordinaire, n'aient cherché à détruire. Ils arguent de la Bible, dit-il, mais s'ils voulaient être de bonne foi, ils

seraient obligés de convenir qu'ils n'en laissent subsister pas une page, pas un verset, depuis la Genèse jusqu'à l'Apocalypse — de sorte qu'il leur reste à peine *der Pappendeckel,* sur lequel ils feraient bien d'inscrire le titre de l'ouvrage du Prof. Bauer de Tübingen: Mythologie der Hebräer. Du reste, Roh trouve que la dialectique catholique s'est trop longtemps attachée à polémiser contre le protestantisme. Mieux vaut, selon lui, se renfermer à lui opposer une fin de non recevoir pure et simple, en démontrant, ce qui est très-aisé, que ses docteurs n'ont pas les titres nécessaires pour comparaître au tribunal de la foi — sans faire entrer en ligne de compte les chancellements et aberrations de leur raison, laquelle n'a aucune «raison d'être». Nous avons causé de la sorte pendant une bonne demi-heure, avec accompagnement de café, de cigares, et même d'un petit verre de bon cognac — choses que le R. Père ne prohibe pas, lorsqu'on en use dans une certaine mesure. Le Dr. Müller que je vous ai nommé, me raconta hier que dans une controverse, il avait poussé Roh jusqu' à admettre non seulement l'âme des bêtes, mais encore la subsistance de cette âme après la mort. J'imagine que le R. Père en faisant cette concession peu dommageable aux intérêts de la catholicité, ne pouvait qu'approuver intérieurement que chacun, sans en excepter Müller, prêchât pour soi, ou à tout le moins pour son Saint. Or les bêtes sont des espèces de Saints pour les esprits forts! — — — — Pour lui servir un peu de mon crû, je lui ai

parlé de ma façon de concevoir la musique religieuse en notre temps, auquel il semble réservé d'entamer plus profondément qu'on n'était à même de le faire jusqu' à présent, le côté exégétique. Il me raconta qu'il avait pleuré à chaudes larmes en entendant dernièrement la première Messe de Beethoven. Puis nous avons jasé sur la situation inévitablement fâcheuse de la musique d'Eglise, et le goût peu éclairé des hauts prélats en matière d'art. — — — — —

— — — Roh m'a recommandé la lecture de Fabiola du Cardinal Wiseman; je vais me le procurer. Me voyant si bien raffermi à l'endroit de ma soumission et de ma foi dans la Ste. Eglise, il me parla du scandale des peintures päiennes dans le château du Brühl, habité et décoré au siècle dernier par l'Electeur, archevêque de Cologne. C'est en vain qu'on y chercherait un seul sujet religieux — mais en revanche on y voit force Vénus, nymphes et naïades, plus quantité de faucons et peintures de chasse, et enfin l'Archevêque lui-même en domino, faisant la cour aux belles dames du bal masqué. Roh ne craignit pas de s'aventurer trop loin en me disant, qu'il considérait même les saccagements de l'impiété et du libéralisme comme profitables à l'Eglise, qu'ils purifiaient et obligent à opposer de plus en plus les bon exemples aux mauvais, la vérité à l'erreur — laissant de côte les vanités et les mensonges, pour se transfigurer dans la foi et la charité. De ce point de vue, les émeutes contre les couvents et le clergé en Piémont, en Belgique et ailleurs sont comme des orages qui rafraîchissent

l'atmosphère de l'Eglise, qui n'en demeure pas moins l'Épouse inviolable du Christ. — — —

— — — Le sermon du Père Roh, auquel j'ai assisté hier, roulait sur la lecture des romans qu'il met tous dans le même sac, propre à être jeté aux ordures. Il trouve que tous ne sont que le produit de l'esprit du mensonge — «la folle du logis», autrement nommé fantaisie ou fantasmagorie — et ne traitent que d'un même objet, infiniment monotone dans ses variations perpétuelles: *Liebelei*, comme il disait. Je ne trouve pas en ce moment d'autre traduction de ce mot, qu'amourette. Par conséquent «les meilleurs ne valent rien», selon le jugement de St. François de Sales, qui s'entendait mieux en douce sainteté qu'en littérature, nonobstant sa prédilection pour les comparaisons fleuries. Roh a cité le mot de Jean-Jacques: «une honnête fille ne lit jamais de romans», ce qui m'a fait doucement songer à notre chère et douce Magnolette, et à son charmant récit dans une de ses dernières lettres, de votre lecture du *lys dans la vallée*. N'en déplaise à Roh et à son argumentation de cyclope, de très-honnêtes et nobles filles font sagement de lire des romans tant qu'ils leur profitent aussi bien qu'à Magnolet. Il a aussi été question d'Eugène Sue, de son luxe et du scandale de ses oeuvres. Heureusement les coups d'assommoir ne sont pas des jugements, et nous pouvons toujours en appeler de la lettre qui tue à l'esprit qui vivifie, sans pour cela manquer de respect à notre sainte mère l'Église. — — —

Beilage XIII.

Venedig 23. Januar 1859.

Liszt hat mir einen traurigen Jahresantritt bereitet. Er hat einen ganzen Brief von mir, der lediglich gegen Dingelstedt gemünzt und außerdem in einem gewissen Humor, den sonst alle meine Freunde bereits verstehen, abgefaßt war, auf eine Weise mißverstanden und in verletzter Art mir darauf geantwortet. . . . . .

Es sollte mir leid tun, wenn sein Stolz ihn davon abhalten sollte sobald einzugestehen, daß er in einem entscheidenden Punkte gegen einen Freund sich so auffallend durch ein Mißverständnis habe täuschen lassen. Daß er dies einsehen werde, zweifle ich jedoch keinen Augenblick, und halte mich der Fortdauer seiner Freundschaft sicher, wie wohl ich wünschen muß, das Übel, an dem unsere Freundschaft offenbar leidet, den Mangel eigentlicher persönlicher Bekanntschaft und Umganges, gebessert zu sehen. Ich erkenne jetzt nämlich mehr wie je, daß ich gegen Liszt mich nicht ganz gehen lassen darf, und eine gewisse Sorgsamkeit auf mein Verhalten zu ihm verwenden muß. Mein Humor ist ihm ganz fremd.

Beilage XIV.

Paris 7 Oct. 59.

. . . . . .

So gibt es vieles, was wir unter uns gern uns zugestehen, z. B. daß ich seit meiner Bekanntschaft mit Liszts Kompositionen ein ganz anderer Kerl

als Harmoniker geworden bin, als ich vordem war, wenn aber Freund Pohl dieses Geheimnis sogleich à la tête einer kurzen Besprechung des Vorspieles von Tristan vor aller Welt ausplaudert, so ist dies einfach mindestens indiskret, und ich kann doch nicht annehmen, daß er zu solcher Indiskretion autorisiert war? Liszt kann mir z. B. wohl mit Tinte auf das Widmungsblatt des Dante schreiben, daß er mir vieles verdanken zu haben glaube; ich nehme das als einen Exzeß der Freundschaft auf. Töricht von mir würde es aber doch sein, wollte ich darauf bestehen, daß so etwas wirklich gedruckt für alle Welt der Widmung beigefügt sei? Es würde mich dies geradewegs zum öffentlichen Protest veranlaßt haben. Herrn Pohl möchte daher von uns beiden etwas mehr Diskretion zu empfehlen sein, denn ich glaube, er kompromittiert Liszt, wenngleich er auch die Fürstin befriedigen sollte. —

Doch muß ich Dir im Vertrauen klagen, daß ich jetzt gar keinen rechten Stil mehr finde, Liszt zu schreiben. Ich quäle mich seit Wochen mit dem Vorhaben eines Briefes an ihn. Wohl könnte ich es mir leichter machen, denn nie erhalte ich eigentlich einen Brief von Liszt, sondern höchstens nur Antworten auf meine Briefe und diese jedesmal von ein- bis zweimal kürzer als meine Briefe. Es drängt ihn somit nichts zu mir. Rede ich ihn an, so ist er der vortrefflichste Freund, den man sich denken kann, aber — er redet mich nicht an. Woher nehme ich's nun, ihm immer wieder Anreden zu adressieren? ... Wie es zwischen Liszt und mir

steht, oder — was zwischen uns steht — erkläre Dir das aus seinem Benehmen. Sein Dante (mir gewidmet) war über einen Monat öffentlich erschienen; ich warte auf die Zusendung des Dedikationsexemplares und vermute, da es solange ausbleibt, Liszt würde meine Anstrengungen, ihm das Widmungsexemplar des Lohengrin in schönem Einbande zuzuschicken, in seiner Weise verschwenderisch überbieten wollen. Endlich reißt mir die Geduld: ich klage ihn, mit gekränkter Stimmung, ob dieser Zögerung an, und bitte ihn dringend um ein Exemplar. Nun, das schickte er mir denn auch; zu meiner Beschämung hatte ich allerdings zu ersehen, daß ich mich in dem Verzögerungsgrunde getäuscht; das Exemplar war, wie es von Härtels kam. Doch hatte Liszt einige überschwengliche schöne Zeilen zur Verstärkung der Widmung hineingeschrieben, die R. Pohl nicht drucken lassen dürfte: aber kein freundschaftliches Wort der Entschuldigung dabei. — Jetzt erfahre ich, daß seine Messe seit lange erschienen. Liszt weiß, wie sehr ich darauf halte, von ihm zunächst mit seinen neuen Werken bedacht zu werden .....

Ich weiß, daß Liszts generöse Natur beim letzten Konflikte jedesmal siegt; seine im Dante eingeschriebenen Zeilen bezeugten mir eine schöne Aufwallung, ein nobles Schamgefühl über seine vorangehende Schwäche, in der er vermutlich Insinuationen zu einem laueren Benehmen gegen mich gewichen war. Somit wird Liszt mir stets eine erhabene, tiefsympathische, hochbewunderte und

geliebte Erscheinung bleiben; aber — an wohltuende Pflege unserer Freundschaft wird nicht viel mehr zu denken sein. Er ist mir in der Vernachlässigung dieser Pflege augenfällig vorangegangen; ich kann jetzt nicht anders mehr, als ihm folgen, ich hätte ihm fortan zuviel zu verschweigen, und damit ist keine Freundschaftspflege möglich. Ich finde jetzt keine Worte mehr zu ihm. Phrasen aber mag ich ihm nicht schreiben: dazu ist er mir zu lieb. — Somit bitte ich Dich, ihm über mich und meinen hiesigen Aufenthalt zu melden. Was zu seinem Nachteile ihn beherrscht, möge er es dadurch erkennen, daß ihm klar wird, was er dadurch notwendig verliert.

Beilage XV.

(Nr. 353, S. 492.)

Zum vorstehenden Briefe des Meisters an Bülow.

Hans m'a communiqué la lettre de Wagner, dont le sens correspond assez à vos prévisions. Sans s'expliquer nettement, et en gardant même une certaine délicatesse de langage qu'il n'a pas employé en d'autres circonstances — il ressort de cette lettre qu'il veut séparer ceux que Dieu a joints, c'est-à-dire vous et moi. Il se plaint de mes réserves, de l'exemplaire non relié que je lui ai envoyé de mon Dante, 6 semaines après la publication! des exemplaires non reçus de ma Messe et des Bohémiens, des quelques lignes de Pohl au sujet de l'introduction de Tristan, où il est dit que le tissu harmonique de ce morceau se ressentait de la lecture

des Poëmes symphoniques, etc., etc. En somme, il semble vouloir insinuer à Hans, que vous exercez sur moi une influence regrettable et contraire à ma véritable nature. Si Wagner n'a pas le mérite de l'invention de cette sotte idée, je n'aurai garde pour ma part d'en partager l'absurdité. Toutes les fois qu'on a essayé de me chansonner sur ce ton, j'y ai mis prompte fin — considérant une pareille fausseté comme une triple injure qui m'est faite. Wagner demeure maintenant 16, rue Newton, avenue des Champs-Elysées. Peut-être le verrez vous. Je vous y engage presque. Mais traitez-le très-doucement — car il est malade, et incurable. Voilà pourquoi il faut simplement l'aimer, et tâcher de le servir autant que cela se peut.

A vous jusque dans l'éternité

(Weimar,) 20 Octobre 59. F. L.

Beilage XVI.

(An eine Ungenannte, S. 135.)

16. November 1860.

. . . . . Toutefois si je suis resté à Weymar une douzaine d'années, j'y ai été soutenu par un sentiment qui ne manquait pas de noblesse, — l'honneur, la dignité, le grand caractère d'une femme à sauvegarder contre d'infâmes persécutions — et de plus, une grande idée: celle du renouvellement de la Musique par son alliance plus intime avec la Poésie; un développement plus libre, et pour ainsi dire, plus *adéquat* à l'esprit de ce temps — m'a toujours tenu en haleine. Cette idée, malgré l'opposition

qu'elle a rencontrée et les entraves qu'on lui suscite de toutes parts, n'a pas laissé que de cheminer un peu. Quoi que l'on fasse elle triomphera invinciblement, car elle fait partie intégrante de la somme des idées justes et vraies de notre époque, et ce m'est une consolation de l'avoir servie loyalement, avec conscience et désintéressement. Si lors de ma fixation ici en 48, j'avais voulu me rattacher au parti *posthume* en musique, m'associer à son hypocrisie, caresser ses préjugés etc., rien ne m'était plus facile par mes liaisons précédentes avec les principaux gros bonnets de ce bord. J'y aurais certainement gagné à l'extérieur en considération et en agréments; les mêmes journaux qui ont pris à charge de me dire force sottises et injures m'auraient vanté et célébré à l'envi, sans que je me donne grande peine pour cela. On aurait volontiers *innocenté* quelques peccadilles de ma jeunesse, pour louer et relever de toutes manières le *zélateur* des bonnes et saines traditions depuis Palestrina jusqu'à Mendelssohn. Mais tel ne devait pas être mon lot; ma conviction était trop sincère, ma foi dans le présent et l'avenir de l'art trop ardente et trop positive à la fois, pour que je puisse m'accommoder des vaines formules d'objurgation de nos pseudo-classiques, qui s'évertuent à crier que l'art se perd, que l'art est perdu.

Les flots de l'esprit ne sont pas comme ceux de la mer; et ne leur a pas été dit: «vous irez jusqu' ici, et pas plus loin»; tout au contraire: «l'esprit souffle où il veut», et l'art de ce siècle a son mot à

dire, tout aussi bien que celui des siècles précédents — et il le dira infailliblement.

Toutefois je ne me suis jamais dissimulé que ma position était des plus difficiles, et ma tâche fort ingrate, pour de longues années au moins.

Wagner ayant si vaillamment innové et accompli de si admirables chefs-d'oeuvre, mon premier soin devait être de conquérir à ces chefs-d'oeuvre une fixité qui se racine dans le sol allemand, alors que lui était exilé de sa patrie et que tous les grands et petits théâtres d'Allemagne craignaient de risquer son nom sur une affiche. Quatre ou cinq années *d'entêtement*, si vous voulez, de ma part ont suffi pour que ce fait s'accomplisse, malgré l'exiguïté des moyens qui étaient à ma disposition ici. En effet Vienne, Berlin, Munich etc. depuis 5 ans ne font que suivre ce que le petit Weymar (dont ils s'étaient moqués d'abord) leur a dicté il y a dix ans. On voudrait bien une halte maintenant, et je ne sais quel accoudement impossible qui serait comme la pièce de drap neuf sur le vieil habit, ou le vin nouveau dans les vieilles tonnes .... Mais il s'agit de bien autre chose encore, en vérité, — et je tiens à justifier l'inscription que Wagner m'a mise sous son portrait: „Du weißt, wie das werden wird!" Aussi n'aurai-je point de relâche tant que je vivrai.

Beilage XVII.

(Testament.)

Den 14. September 1860.
Weymar.

Ich schreibe dieses nieder am 14. September, am Tage wo die Kirche das Fest der Kreuzerhöhung feiert. Die Benennung dieses Festes ist auch die des glühenden und geheimnisvollen Gefühls, welches mein ganzes Leben wie mit einem Wundenmal durchbohrt hat.

Ja, „Jesus Christus am Kreuz", das sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Kreuze und die Erhöhung des Kreuzes: das war immer mein wahrer, innerer Beruf; ich habe ihn im tiefsten Herzen empfunden seit meinem siebzehnten Jahr, wo ich mit Tränen und demütig bat, man sollte mir erlauben, in das Pariser Seminar einzutreten: damals hoffte ich, es sollte mir vergönnt sein, das Leben der Heiligen zu leben und vielleicht selbst den Tod der Märtyrer zu sterben. — So ist es leider nicht gekommen — aber doch nie ist mir — ungeachtet der Vergehen und der Verirrungen, die ich begangen habe und wegen deren ich eine aufrichtige Reue und Zerknirschung empfinde, — das göttliche Licht des Kreuzes ganz entzogen worden. Manchmal sogar hat der Glanz dieses göttlichen Lichtes meine ganze Seele überflutet. — Ich danke Gott dafür und werde sterben, die Seele an das Kreuz, unsere Erlösung, unsere höchste Seligkeit, geheftet und, um meinen Glauben zu bekennen, wünsche ich vor meinem Tode die heiligen Sakramente der katho-

lischen, apostolischen und römischen Kirche zu empfangen und dadurch die Vergebung und die Erlassung aller meiner Sünden zu erlangen. Amen.

— — — — — — — — — — — —

Ich danke mit Verehrung und zärtlicher Liebe meiner Mutter für ihre beständigen Beweise von Güte und Liebe. In meiner Jugend nannte man mich einen guten Sohn; es war gewiß kein besonderes Verdienst meinerseits, denn wie wäre es möglich gewesen, kein guter Sohn mit einer so treu aufopfernden Mutter zu sein. —

Sollte ich vor ihr sterben, so wird ihr Segen mir ins Grab folgen.

— — — — — — — — — — — —

Mein Vetter Eduard Liszt (Dr. und k. k. Landgerichtsrat in Wien) hat ein Recht darauf, daß ich ihm hier meine lebhafte und dankbare Zuneigung beteure und ihm danke für seine Treue und standhafte Freundschaft. Durch seine Verdienste, seine Fähigkeiten und seinen Charakter macht er dem Namen, den ich trage, Ehre und ich bitte Gott um seinen Segen für ihn, für seine Frau und seine Kinder.

— — — — — — — — — — — —

Es gibt in unserer zeitgenössischen Kunst einen Namen, der jetzt schon ruhmreich ist und der es immer mehr werden wird — Richard Wagner. Sein Genius ist mir eine Leuchte gewesen; ich bin ihr gefolgt — und meine Freundschaft für Wagner hat immer den Charakter einer edlen Leidenschaft beibehalten. Zu einem gewissen Zeitpunkt (vor ohngefähr zehn Jahren) hatte ich für Weimar eine neue

Kunstperiode geträumt, ähnlich wie die von Karl August, wo Wagner und ich die Koryphäen gewesen wären, wie früher Goethe und Schiller, — aber ungünstige Verhältnisse haben diesen Traum zunichte gemacht.

— — — — — — — — — — — —

Meiner Tochter Cosima vermache ich die Zeichnung von Steinle, meinen Schutzpatron, den heiligen Franciscus von Paula darstellend; er schreitet auf den Wellen, seinen Mantel unter den Füßen ausgebreitet, in der einen Hand eine glühende Kohle haltend, die andere erhoben, entweder den Sturm zu beschwören oder um die bedrohten Schiffer zu segnen, den Blick gen Himmel, wo in einer Glorie das erlösende Wort: «Charitas» leuchtet, gerichtet. — Diese Zeichnung hat immer auf meinem Schreibtisch gestanden. Daneben befindet sich eine alte Sanduhr in geschnitztem Holz mit vier Gläsern, die auch für meine Tochter Cosima bestimmt ist. Zwei andere Gegenstände, die mir gehört haben, sollen als Andenken meinem Vetter Eduard Liszt und meinem sehr geliebten und tapfern Schwiegersohn Hans v. Bülow gegeben werden.

Ein Andenken an mich sollen auch einige Mitglieder unserer Verbindung der „Neudeutschen Schule“ — denen ich herzlich ergeben bleibe — bekommen: Hans v. Bronsart, Peter Cornelius (in Wien), E. Lassen (in Weimar), Dr. Franz Brendel (in Leipzig), Richard Pohl (in Weimar), Alexander Ritter (in Dresden), Felix Dräseke (in Dresden), Professor Weitzmann (in Berlin), Carl Tausig (aus

Warschau) — entweder einen Ring mit einem Namenszug, Porträt oder Wappen. — Mögen sie das Werk fortsetzen, was wir begonnen haben. — Die Ehre der Kunst und der innere Wert der Künstler verpflichtet sie dazu. Unsere Sache kann nicht untergehen, sollte sie auch gegenwärtig nur wenige Verteidiger haben.

— — — — — — — — — — — —

Eines meiner Kleinode, als Ring gefaßt, soll Frau Caroline Dartigaux, geborene Gräfin von St. Cricq (in Pau, Frankreich) gesendet werden. — Der Fürstin Constantin Hohenlohe (geborene Prinzessin Marie Wittgenstein) vermache ich das elfenbeinerne Kruzifix (cinque-cento), welches mir von meinem wohlwollenden Gönner, dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, geschenkt worden ist — auch ein Paar Knöpfe mit fünf verschiedenen Steinen, die die fünf Buchstaben meines Namens bilden.

— — — — — — — — — — — —

Und nun knie ich noch einmal nieder, um zu beten: Zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden; vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, und erlöse uns vom Übel.

Amen. F. Liszt.

Geschrieben den 14. September 1860 — am Feste der Erhöhung des heiligen Kreuzes.

Nachtrag.

Herrn Große, Mitglied der großherzoglich Weimarschen Hofkapelle (Posaunist und Kontrabassist),

der seit einer Reihe von Jahren das Abschreiben meiner Werke und das Ordnen der Orchester- und Gesangsstimmen derselben in der Bibliothek der Altenburg besorgt hat, vermache ich ein Geschenk von 100 Taler für die treuen, ergebenen Dienste, die er mir geleistet hat.

Den Namen meiner Freunde aus der Neudeutschen Schule ist noch einer beizufügen, oder vielmehr hätte ich ihn zuerst nennen sollen: es ist der des Herrn Gaëtano Belloni (in Paris). — Er ist mein Sekretär während meiner Konzertreisen in Europa von 1841 bis 1847 gewesen, und war stets mein treuer Diener und Freund. Er darf nicht vergessen werden. Übrigens, gern oder ungern, gehört er zu der Neudeutschen Schule durch seine Anhänglichkeit an mich und auch durch seine spätere Beteiligung an den Berlioz- und Wagner-Konzerten.

Ich wünsche einfach begraben zu werden, ohne Pomp, und womöglich nachts. — Möge das ewige Licht meiner Seele leuchten.

Beilage XVIII.

Aus Malvida v. Meysenbug, Lebensabend einer Idealistin. (S. 89.)

Fürstin Wittgenstein wohnte in einer sehr bescheidenen, möbliert gemieteten Wohnung im dritten Stock, die ziemlich geschmacklos, ohne alle wahre Eleganz, wie es damals in den römischen Mietwohnungen meist der Fall war, ausgestattet war, besonders hingen abscheuliche Bilder aller Art an

den Wänden, deren Duldung von seiten der Fürstin mir unbegreiflich war, da sie einen leidenschaftlichen Kultus für die Kunst hatte, freilich vor allem für die Musik. Auch nahm der Flügel einen großen Platz in dem kleinen Salon ein, in dem sich um das Kamin herum der Versammlungsplatz befand, d. h. der Lehnstuhl der Fürstin, auf dem sie ihre Besuche empfing, daneben ein Tisch stets mit Vasen voll Blumen, oft mit sehr stark duftenden, beladen, welches den Kopf der Fürstin, trotzdem sie mit demselben fortwährend arbeitete, nicht anzugreifen schien; Bücher, Noten, Schriften lagen überall, selbst im Vorzimmer umher, nach occidentalen Begriffen in ziemlicher Unordnung, doch ihr, die jeden Augenblick etwas nachzuschlagen hatte, bequem. Charakteristisch war eine große kristallne Bonbonnière, immer mit Schokolade und anderen Bonbons gefüllt, welche dem Besucher sogleich angeboten wurden, nach slavischer Sitte, wie man mir sagte. Das Ganze dieses Raumes, sowie auch der übrigen Räume der Wohnung, war wirklich weder standesgemäß, noch einfach schön, und als ich später auch mit Liszt nah genug befreundet war, um mit ihm über dergleichen Dinge zu sprechen, sagte er mir einmal ganz in Verzweiflung, er habe nun endlich in einem bekannten fürstlichen Palast Roms das, was man eine Wohnung nennen könne, für die Fürstin gefunden, und nun sei durch ein Zusammentreffen von Umständen Veranlassung gewesen, für die gegenwärtigen Hausleute der Prinzeß Caroline sich sehr dienstwillig und aufopfernd zu

erweisen, und da wolle sie nun aus Dankbarkeit das Logis nicht verlassen.

Übrigens vergaß man auch bald genug die wirklich nicht sympathische Einrichtung, saß man einmal auf einem der Stühle, welche um den der Fürstin herum für die Besucher bereitstanden, denn wenn sich nicht bald ein bedeutendes Gespräch über irgendeinen inhaltvollen Gegenstand entspann, so war es sicher die Schuld des Besuchers und nicht die der Fürstin. Sie war nicht schön, war es nie gewesen und erzählte mir einmal lachend, daß ihre Mutter, eine elegante schöne, den Weltfreuden zugetane Frau, sich betrübt habe, daß sie so häßlich sei, und daß sie ihr zum Trost gesagt hätte, sie solle nur ruhig warten, nach der Auferstehung werde sie wunderschön sein. Übrigens hatte sie eines jener Gesichter, die keine eigentliche Jugend haben und daher oft mit dem Alter eher gewinnen, und wenn man mit ihr sprach, und der Gegenstand des Gesprächs sie interessierte oder begeisterte, so belebten sich die Züge so ausdrucksvoll und die Augen glänzten so feurig, daß man vergaß zu prüfen, ob sie schön sei oder nicht, denn man fühlte sich unter dem Bann einer außerordentlichen Persönlichkeit, eines ungewöhnlichen Intellekts, welche der äußeren Reize nicht bedurften, um zu fesseln. Doch war sie nicht ganz gleichgültig gegen das, was der äußeren Erscheinung Anmut verleiht, sie kleidete sich meist in helle Farben und sagte mir einmal, da ich viel Schwarz trug, sie habe das früher auch getan, aber dann sei es ihr klar geworden, daß der liebe Gott es

nicht wollen könne, da er die Erde so schön mit den Blumen in allen Farben geschmückt habe, und seit der Zeit hatte sie auch alle Farben des Frühlings und Sommers in ihrer Kleidung, besonders an den flatternden Bändern der übrigens häßlichen Hauben, die sie trug: und ebenso wählte sie ganz besondere Anzüge, wenn sie, was häufig geschah, sich photographieren ließ, z. B. den vier Jahreszeiten gemäß, oder im Wagen, den Blick nach oben gerichtet, um „den letzten Stern zu suchen".

Aber diese kleinen Coquetterien verzieh man ihr gern, um der vielen Vorzüge wegen, welche ihren Umgang von dem gewöhnlichen Alltagsverkehr unterschieden; denn man konnte sehr verschiedener Meinung mit ihr sein, aber das Gespräch wurde nie banal und die Kontroverse blieb, auch wenn sie von beiden Seiten eifrig, ja hitzig wurde, stets in den Grenzen des freundlichsten, wohlwollendsten Verkehrs. Ihre Bildung war eine universelle, und sie fühlte sich auf keinem Gebiete des Wissens fremd. Sie hatte sich viel mit Schopenhauerscher Philosophie beschäftigt, und unsere Gespräche führten uns oft darauf. Sie war nicht ungerecht gegen ihn, aber sie bestritt seine Ansicht über den Willen und sagte, der Mensch trete ins Leben mit absoluter Freiheit, zu werden, was er wolle, sie führte mir dabei, da wir meist französisch sprachen, ein Wort der französischen Bibelübersetzung an: «Dieu traita l'homme avec révérence», und mit einem Ausdruck von fast übermütigem Trotz setzte sie hinzu: «Je n'aurais pas voulu son cadeau de la vie, s'il ne

m'avait pas donné la liberté.» Sehr sympathisch war ihr Schopenhauers Zurückgehen auf indische Weisheit und indische Ansichten; auf diesem Gebiet hielt sie ihr Wissen für unfehlbar, und sie wurde fast böse, als ich sagte, ich glaube gar nicht, daß das Nirvana das absolute Nichtmehrsein bedeute, sondern daß es vielmehr den seligen Zustand der Erlösung von der Welt der Sansara und die Wiedervereinigung mit Brahm, mit der Gottheit ausdrücke. Das bestritt sie mir absolut und sagte, es sei entschieden das Nichtsein, da das Sein den Indiern ja als eine Schuld, als etwas zu Verneinendes erschienen sei. Ebensowenig wie hierüber aber bekehrte sie mich zu Ansichten auf anderen Gebieten, besonders dem religiösen, so gern ich mich von ihr über theologische Dinge belehren ließ, die mir bisher gänzlich ferngelegen hatten und unbekannt geblieben waren, in denen sie aber gründlich unterrichtet war und die sie mit einer eignen Innigkeit und Wärme vortrug, so daß man fühlte, sie wollte dafür gewinnen. Ob sie, wie man es von ihr sagte, überhaupt gern Proselyten machte, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß sie es bei mir versuchte, und zwar mit einer Ausdauer und einem Eifer, die mir nur bewiesen, daß sie mich aufrichtig liebte, wodurch ihr Wunsch gerechtfertigt erschien, meine Seele hinüber zu retten in den Schoß der allein seligmachenden Kirche. Einmal in der Fastenzeit, wo gewöhnlich Prediger aus anderen Orten in den römischen Kirchen predigen, forderte sie mich auf, mit ihr in die Kirche S. Luigi de' Francesi zu gehen,

wo eben der Bischof Mermillod, welcher aus der Schweiz fortgemußt hatte, die Fastenpredigten hielt. Ich ging mit ihr und fand die Predigt durch einige fein ausgeführte Gedanken anziehend. Das freute die Fürstin, und nach einigen Tagen erhielt ich eine Einladung zu ihr zu kommen, um den Bischof Mermillod, welcher da sein werde, kennen zu lernen. Da ich wußte, daß derselbe mit meinen katholischen Verwandten in Wien viel verkehrt hatte, war es mir angenehm, seine Bekanntschaft zu machen, und ich ging hin. Sein Äußeres und seine etwas hochmütige Art zu sprechen und zu fragen nahmen mich nicht für ihn ein, aber der Fürstin zuliebe ging ich freimütig darauf ein, seine Fragen zu beantworten, die sehr inquisitorisch forschten, warum ich mich den Überzeugungen meines katholisch gewordenen Bruders in Wien nicht angeschlossen habe. Nach einiger Zeit entfernte sich die Fürstin und ließ uns allein, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß er nun direkter auf das Ziel losgehen sollte. Er sagte denn auch gleich, es komme eigentlich nur auf drei Fragen an, welche schon Bossuet einem Engländer, der ihn um Rat fragte, als das Wesentliche vorgelegt habe: zuerst die Frage, ob man an Gott glaube, zweitens, ob man an Christus glaube und drittens — und das sei das Wesentlichste —, ob man an die Kirche glaube. Darauf sagte er, er werde mir Bücher schicken und ich solle ihm freimütig Rechenschaft geben von dem Eindruck, den sie mir gemacht hätten. Als die Fürstin wieder eintrat und nach

dem Resultat unserer Unterredung fragte, sagte er mit zuversichtlichem Lächeln, „das wird schneller gehen, als Sie denken“ und ging. Die Fürstin, in einem Sturm des Entzückens, ergriff, ehe ich es mich versah, den Saum meines Kleides und küßte ihn, und als ich ganz erschrocken rief: „Aber Fürstin, was tun Sie?“ sagte sie mit wirklich freudestrahlendem Angesicht: „Der Gedanke, mit Ihnen an den Altar zu treten, ist zu schön und riß mich fort.“ Ich dankte ihr gerührt für ihre Liebe, ging aber bekümmert fort, da ich wußte, daß ihr auch jetzt, wie schon bei allen früheren Versuchen, die bittere Enttäuschung bevorstand.

Am folgenden Tag war Mermillod bei mir gewesen, hatte mich nicht getroffen, aber ein Paket Bücher gelassen: die Predigten Lacordaires und das Leben der Mrs. Seton, einer konvertierten Amerikanerin, welche ihr Leben nach ihrer Bekehrung ganz der Arbeit für ihre leidenden Mitmenschen gewidmet hatte. Nachdem ich die Bücher gelesen hatte, sandte ich sie zurück und schrieb dabei an Mermillod:

„Ich habe die Reden des père Lacordaire, sowie das Leben von Madame Seton mit dem größten Interesse gelesen. Ich neige mich immer vor den Worten und vor einem Leben, welche den Opfern der erbarmenden Liebe, die der Tod des Egoismus ist, geweiht sind. Ich bewundere alles, was den Menschen über seine enge Sphäre erhebt, sei es der Schwung des Gedankens zu den höchsten Anschauungen, sei es die Tat des Herzens und des reinen

Mitleids. Ich bestätige voll Glück meinen Glauben daran, daß wir in uns einen Funken jenes ewigen Lichts tragen, welches im Grunde des Seins leuchten muß und welches unsere schwachen Sinne nur von ferne ahnen können. Ich erkenne es als unsere höchste Pflicht, diesen Funken in uns zur Flamme werden zu lassen und das Göttliche in uns zu verwirklichen, das sich auch in einem jeden von uns inkarniert hat. Aber wovon ich nicht überzeugt bin und es nie sein werde, das ist die Annahme, daß die Wahrheit ein für allemal gegeben sei und daß eine dogmatische Kirche sie für immer umschließe. Ich glaube im Gegenteil, daß die Wahrheit in ewigem Wachsen sei und eine Hülle nach der andern abwerfe, um immer vollkommenere Blüten und Früchte zu tragen."

Natürlich hörte ich darauf nichts mehr von Mermillod und auch die Fürstin schwieg vollkommen über das Vorgefallene, von dem sie ohne Zweifel unterrichtet war. Aber sie ihrerseits ließ nicht ab, ihr Ziel zu verfolgen. Einmal, wo wir wieder eine längere Unterredung über die Vorzüge der katholischen Kirche gehabt hatten, und ich gern gestand, daß ich sie als Organisation bewundernswert finde, und daß ich mit Verehrung anerkenne, wie sie der erste Versuch gewesen sei, die Menschheit durch ein geistiges, ideales Band zu einer Gemeinschaft zu vereinen, forderte sie mich geradezu auf, mich derselben anzuschließen. Ich sagte, halb scherzend, um der Dringlichkeit des Versuchs, die unserem guten Verhältnis leicht hätte

schädlich werden können, zu entgehen: „Aber ich brauche doch die Kirche, von Menschenhänden gemacht, nicht, um meinen Gott zu verehren; ich tue es draußen in seiner großen herrlichen Kirche, wo er offenbar wird in der Schönheit jeder Blume, im Vogelsang, in Goldwolken, wo ihn seine Schöpfung preist mit Worten, wie sie kein menschlicher Mund je gesprochen."

„Nein, meine Liebe," sagte sie, „es ist gerade in der Kirche, wo er sich besonders offenbart. Kommen Sie ihr nur näher, so werden Sie es selbst erfahren."

Beilage XIX.

Die Fürstin über den fliegenden Holländer.
(Liszt III., 2, S. 205.)

Erik verleugnet den blöden Eigensinn nicht, der den Männern in solchen Scharmützeln eigen ist, während Frauen immer Flügel haben, um den sicherst treffenden Kugeln zu entrinnen, oder auch es verstehen, sich wie in Igelstacheln vor dem Ergreifen auf der Tat zusammenzurollen. Ja, ja — wer hat es nicht erfahren?! —, ihnen fehlt es nie an Pfeilen, die auf immer bleiben und bluten, an Nadeln, die im verräterischen Kuß verwunden, an Pelotonfeuern höhnischen Auflachens, das uns verwirrt und bestürzt macht, noch ehe wir wissen: warum? — ihnen fehlt es nie an feierlichen Beteuerungen, die wie Sturmglocken ertönen, auch ohne daß man an ihrem Strange zieht, an jener Eidechsenbeweglichkeit, mit der sie zu entschlüpfen

wissen, wenn man glaubt, sie in der Hand zu halten, an jener strategischen Geschicklichkeit, den Gegner von allen Seiten zu zernieren oder wie aus einem Hinterhalt schlangenartig ihr Opfer zu belauern, um es dann mit einem Sprunge tausendfältig umstrickt zu halten! Wehe denen, die einen Krieg mit Frauen anfangen, ohne ihre zahlreichen Arsenale voll defensiver und besonders offensiver Waffen zu bedenken — der Waffen, die sie hinter den Zinnen ihrer Schwäche, hinter den Zugbrücken ihrer Unwissenheit, hinter den Bastionen ihrer Empfindlichkeit, die sich wieder hinter den hohen Mauern ihrer Würde und ihres Gutdünkens verschanzt, hinter der willkürlichen Verweigerung ihres Wohlwollens, ihrer Zärtlichkeit und Gunst verbergen! Wehe dem, der sich unbesonnen in einen Streit mit jenen Wesen einläßt, die bald geistvoll, bald absurd, bald gut, dann böse, bald sublim, bald grausam sind und in dem Moment über alle Vorteile gebieten, in dem man versucht, sie ihrer Unabhängigkeit zu berauben! Denn mit dem Geiste des Widerspruchs begabt, wissen sie immer — sei es durch Zauber oder durch Divination — an Anderen Fehler zu entdecken, wobei es ihnen fast stets schwer wird, sich selbst solche beizulegen.

Wehe also dem armen Erik, der so schwerfällig in einem Harnisch von Vernunftgründen sich bewegt und doch sich einbildet, einer Frau mit seinen Vernunftgründen nahe kommen zu können! Er merkt nicht, daß ihm seine eigene unzeitige Bewaffnung hinderlich ist, daß seine Lanze gleich

einem Rohr an seidenen Brustspitzen, die festeren Widerstand als ein Ringpanzer leisten, zerbricht, daß seine Hellebardenschläge nur die Luft spalten und seine Hand ermüden: ein einziger Blick paralysiert die Schwere seiner Keule: Armer Erik, man bedauert ihn! Aber .... wie viele Eriks hat man dann nicht in der Welt zu bedauern!

„Mein Leiden, Senta, rührt es dich nicht mehr?“ — ruft er mit einer wunderbaren Naivetät aus.

Diese Frage ist so recht der Natur abgelauscht. Hier zeigt sich die Borniertheit des egoistisch verliebten Mannes in ihrer ganzen Ausdehnung — eine Borniertheit, welche die zarte Schonung für das geheimnisvolle Übermaß weiblicher Einbildungskraft, dessen keuschem Schweigen kein Mann zu nahe treten sollte, unbeachtet läßt. Erik ist unklug genug, an die treulose Wage weiblichen Urteils zu rühren, die nicht nach zweierlei Maß und Gewicht — nein, nach hundert Maßen und hundert Gewichten wägt: an den Vergleich. In demselben Augenblick wird auch sein Mangel an Erfahrung durch einen jener Stiche bestraft, den diese *Engel*, wie die Vipern, immer kampffähig bereithalten.

„Oh! prahle nicht! was kann dein Leiden sein?“ — erwidert ihm Senta mit dem Ernst, mit der tiefen und wahren Tragik der Leidenschaft, welche selbst die Geistesgegenwart eines Mannes von Welt außer Fassung bringt und ihm das kalte Blut raubt, dessen er zum Spotte bedarf. Wie kann Erik auch mit der phantastischen Erhabenheit des holländischen Kapitäns rivalisieren? Welche Verdienste

kann er im Vergleich zu den Leiden eines Verwünschten aufweisen? Was ist auch ein hübscher Mensch, ein zärtlich Liebender, ein renommierter Jäger, ein gutmütiger Gesell gegenüber der unseligen Größe eines von der Rache des höchsten Geschickes Verfolgten?

Erik hätte besser getan, Senta ruhig ihre Ballade singen, ruhig das Bild betrachten, ruhig und harmlos schwärmen zu lassen — dafür hätte sie ihm wenigstens Dank gewußt. Jetzt aber mit einer Heftigkeit, an welcher jene süßen Geschöpfe, in deren Tugendregister nicht immer Rücksicht, Schonung, ja selbst nicht immer Wahrheit verzeichnet stehen, selten Mangel leiden, führt Senta Erik vor das Porträt, um ihn die Wonne des Vergleichs kosten zu lassen, den er selbst provoziert hatte, vergessend, daß in solchen Fällen der ganze Katalog von Gründen, welche der Man für sich anführen zu können glaubt, als Geburt, Stand, Talent, Antezedentien der Liebe, teure Pfänder, heilige Schwüre usw. gegen ihn sei und sich im Geiste der Geliebten unmittelbar gegen ihn wenden würde. Und wäre es ihm in den Sinn gekommen, seinen Fehler damit zu krönen, daß er versucht hätte, leise anzudeuten: er könne doch unmöglich bedauern, weder ein Verwünschter, noch ein ewig Verfolgter und Umherschweifender zu sein, so ist die Geliebte ihm doch auf alle Zeit verloren! Diese Brutalität gibt ihm den letzten Gnadenstoß, in ihren Augen würde er nur noch ein Monstrum an Gefühllosigkeit, ein kalter Materialist, ein abscheulicher Epikuräer sein!

Beilage XX.

Fragment eines Aufsatzes. (Ramann, Bd. I, S. 245.)

Dahin sind die Götter, dahin die Könige, aber Gott bleibt ewig und die Völker erstehen: verzweifeln wir darum nicht an der Kunst.

Nach einem von der Kammer der Abgeordneten genehmigten Gesetz soll die Musik wenigstens demnächst in den Schulen gelehrt werden. Wir beglückwünschen uns zu diesem Fortschritt und betrachten ihn als ein Unterpfand eines noch größeren, eines Fortschritts von wunderbarem, massenbezwingendem Einfluß.

Wir wollen von einer Veredlung der Kirchenmusik sprechen.

Obwohl man unter dieses Wort gewöhnlich nur die während der gottesdienstlichen Zeremonien in der Kirche übliche Musik stellt, so gebrauche ich es hier in seiner umfassendsten Bedeutung.

Als der Gottesdienst noch die Bekenntnisse, die Bedürfnisse, die Sympathien der Völker ausdrückte und befriedigte, als Mann wie Weib noch in der Kirche einen Altar fanden, wo sie in die Knie sinken, eine Kanzel, wo sie sich geistige Nahrung holen konnten, und er noch dazu ein Schauspiel war, welches ihre Sinne erfrischte und ihr Herz zu heiliger Verzückung erhob — da brauchte die Kirchenmusik sich nur in ihren geheimnisvollen Kreis zurückzuziehen und ihre Befriedigung darin zu suchen, der Pracht katholischer Liturgien als Begleiterin zu dienen.

Heutigen Tags, wo der Altar erbebt und wankt,

heutigen Tags, wo Kanzel und religiöse Zeremonien dem Spötter und Zweifler zum Stoff dienen, muß die Kunst das Innere des Tempels verlassen und sich ausbreitend in der Außenwelt den Schauplatz für ihre großartigen Kundgebungen suchen.

Wie sonst, ja mehr als sonst, muß die Musik Volk und Gott als ihre Lebensquelle erkennen, muß sie von einem zum andern eilen, den Menschen veredeln, trösten, läutern und die Gottheit segnen und preisen.

Um dieses zu erreichen, ist die Erschaffung einer neuen Musik unumgänglich. Diese Musik, die wir aus Ermangelung einer andern Bezeichnung die humanistische (humanitaire) taufen möchten, sei weihevoll, stark und wirksam, sie vereinige in kolossalen Verhältnissen Theater und Kirche, sie sei zugleich dramatisch und heilig, prachtentfaltend und einfach, feierlich und ernst, feurig und ungezügelt, stürmisch und ruhevoll, klar und innig.

Die Marseillaise, die uns mehr als alle sagenhaften Erzählungen der Hindus, Chinesen und Griechen die Macht der Musik bewiesen, die Marseillaise und die schönen Freiheitsgesänge sind die furchtbar prächtigen Vorläufer dieser Musik.

Ja, verbannen wir jeden Zweifel: bald hören wir in Feldern, Wäldern, Dörfern, Vorstädten, in den Arbeitshallen und in den Städten nationale, sittliche, politische und religiöse Lieder, Weisen und Hymnen erschallen, die für das Volk gedichtet, dem Volke gelehrt und vom Volke gesungen

werden, ja gesungen werden von Arbeitern, Tagelöhnern, Handwerkern, von Burschen und Mädchen, von Männern und Frauen des Volks!

Alle großen Künstler, Dichter und Musiker werden ihren Beitrag zu diesem volkstümlichen, sich ewig verjüngenden Harmonieschatz spenden. Der Staat wird öffentliche Belohnungen für solche aussetzen, die dreimal wie wir bei den Generalversammlungen waren, und alle Klassen werden sich endlich verschmelzen in einem religiösen, großartigen und erhabenen Gemeingefühl.

Dieses wird das fiat lux der Kunst sein!

So erscheine denn, du herrliche Zeit, wo sich die Kunst in jeder ihrer Erscheinungsformen entfaltet und vollendet, wo sie sich zur höchsten Vollkommenheit emporschwingt und als Bruderband die Menschheit zu entzückenden Wundern vereint. Erscheine, o Zeit, wo die Offenbarung dem Künstler nicht mehr das bittere und flüchtige Wasser ist, welches er kaum zu finden vermag im unfruchtbaren Sand, den er durchwühlt, komme, o Zeit, wo sie strömen wird gleich einem unerschöpflichen, lebenspendenden Born! Komme, o Stunde der Erlösung, wo Dichter und Tonkünstler das „Publikum" vergessen und nur Einen Wahlspruch kennen:

Volk und Gott!

(Geschrieben im Jahre 1834.)

Anhang.

Einzelne authentische Aussprüche Franz Liszts.

„Im Leben muß man sich entscheiden, ob man das Zeitwort ‚haben' oder das Zeitwort ‚sein' konjugiert."

Das französische Sprichwort: «Les bons comptes font les bons amis» verwandelte er in: «Les bons amis font les bons comptes.»

«Res severa verum gaudium.» Diese Inschrift im Leipziger Gewandhaus übersetzte er mit: «L'ennui, c'est le vrai plaisir.»

Von den Brahmsschen Kompositionen meinte er: „Das ist Musik für diejenigen, die am liebsten gar keine Musik hätten."

Als einer seiner Schüler eine ziemlich komplizierte Fuge von Bach spielte, rief er aus: „Die Alten waren immer einfach."

Als ihm ein Manuskript von einem angehenden Musiker vorgelegt wurde, sah er die Komposition sich an und frug darauf: „Wie alt ist der Autor?"

„16 Jahre", war die Antwort. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Aus dem wird nichts." Die Überreife hatte ihn erschreckt.

Einem jungen Autor, der ihm eine ziemlich nichtige Komposition brachte, sagte er: „Mein Freund, wenn man Gäste zu Tisch bittet, setzt man ihnen nicht Zigarrenasche und Sägespäne vor."

„Meine Herren, seien Sie keine Faullenzer und werden Sie keine Lumpen": mit dieser kurzen Ansprache eröffnete er in Weimar nach einer Abwesenheit die Arbeit mit seinen Schülern.

Einer seiner Schüler fand sich wunderlicherweise bewogen ihm mitzuteilen, eine russische Fürstin habe sich in ihn verliebt. „Mein lieber Freund," sagte ihm Liszt, „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Fürstin X., wenn sie es will, Fürsten, Botschafter und Kardinäle zur Verfügung hat, und daher sich wohl nicht an Herrn F. wenden wird."

Einen Schüler, welcher der Anhörung eines Kollegen aus dem Wege ging, hielt er mit den Worten zurück: „Sie wollen, daß man Sie anhöre, folglich müssen auch Sie die anderen anhören."

„Unfehlbarkeit! Bin doch auch ich nicht unfehlbar!" Hierbei setzte er sich an das Klavier und spielte eine Passage mit abschließender Dissonanz. „Ich kann mich aber korrigieren", fügte er hinzu, und spielte den selben Lauf mit richtigem Schluß.

Einem jüdisch-polnischen Klavierspieler, der ihm mitteilte, er wolle sich von der Mühsal der Reisen ausruhen, sagte er: «Et de la crasse des voyages» (d. h. von dem Schmutz).

Als der Herzog von Sachsen-Coburg ihn ersuchte, den Meister zu bitten, ihm einige Winke in der Instrumentation zu geben, erwiderte Liszt: „Wissen Sie, Hoheit, wenn Wagner sich an das Instrumentieren begibt, ist ihm vorher etwas eingefallen."

Als der Großherzog von Sachsen-Weimar bei Gelegenheit der Dichtung des Ringes frug, ob es nicht etwas weit gegangen sei, erwiderte er: „Oh, wir werden noch viel weiter gehen."

Karl Gutzkow, welcher seine Bedenken über eine „Oper" in vier Abenden äußerte, sagte er: „Unterdessen schreiben Sie einen Roman in 9 Bänden."

Als er die Dichtung des „Rheingold" zu lesen bekam, sagte er: „Das wird die Zauberflöte der Zukunft."

Wie ihm die Nornenszene vom Meister vorgeführt wurde, rief er erschüttert in feierlichem Ton: „Das ist tragisch."

Über die Schrift „Beethoven" des Meisters rief er bewundernd aus: «Dans cette oeuvre sublime il y a des pages vertigineuses.»

Er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen mißwollende Urteile und rief einmal aus: „Kritik!

Wenn schon Kritik sein soll, beginne man mit Selbstkritik!»

Jede Auseinandersetzung pflegte er mit den Worten abzulehnen: «Ce qui a besoin d'être expliqué, ne vaut pas la peine d'être expliqué.»

«La forme emporte le fond» war ein Ausdruck, den man öfters von ihm hören konnte, wenn man die Form als Äußerlichkeit verächtlich behandelte.

Wie sein Diener sich heftig und ungebührlich bei ihm ausließ über ein ihm geschehenes Unrecht, sagte ihm Liszt ruhig: „Man hat immer unrecht, wenn man schlechte Manieren hat."

In seinen spätesten Jahren trübte sich sein Augenlicht. Manche Gegenstände sah er doppelt. Als er dies seinem Begleiter mitteilte, trat Spiridion, sein Diener, herein. «Celui-là, je le vois toujours double!» sagte er humoristisch.

In derselben Zeit schwollen seine Füße an. Er frug den Hausarzt, was es sei. Der erwiderte „Wasser". Da sagte er lachend: «Bon, je sais ce que c'est.»

Gespräche über Gesundheit konnte er nicht leiden. Auf die häufigen Anfragen der Fürstin W. pflegte er zu antworten: «Je me porte comme toujours fort bien».

„Wenn man keine Gesundheit hat, muß man sich eine schaffen", lautete seine Empfehlung.

Einer Dame, die sich über ihre Gesundheit beklagte, rief er zu: «Si vous êtes malade, soignez-vous!»

Als sein Schüler Pohlig ihm von seiner Blatternerkrankung eingehend zu erzählen anfing, unterbrach er ihn mit den Worten; „Eine sehr gesunde Krankheit!"

Als der Großherzog von Sachsen-Weimar, wie Liszt um seine Entlassung einkam, ausrief: „Das ist ein hübscher Dienst, den Herr von Dingelstedt uns geleistet hat!", erwiderte Liszt ruhig: „Herr von Dingelstedt ist gerade so, wie man ihn haben will."

«Les cours veulent bien des grands hommes, à la condition, qu'ils cessent d'être grands hommes du moment qu'ils sont à la cour.»

„Orden genieren nur solange man sie nicht hat", erwiderte er, als man verächtlich von diesen Auszeichnungen sprach.

Die 1876 häufigen Debatten über Siegfrieds Untreue (Götterdämmerung) brach Liszt mit den Worten ab: «En général cela se passe beaucoup plus bêtement.»

Wie Julius Kniese als junger Mensch von Roda nach Weimar kam und Liszt ein Trio vorlegte, warf dieser einen Blick hinein und bat dann den Autor, am Nachmittag wieder zu kommen. Als

Kniese wieder erschien, traf er Liszt mit dem berühmten Violoncellisten Coßmann und dem ersten Konzertmeister Kömpel probierend an, und er wurde von Liszt mit den Worten empfangen: „Wir wollen Ihnen Ihr immenses Trio vorspielen."

Nach einer etwas mühseligen Soirée in Leipzig in den 50er Jahren sagte er von Robert und Clara Schumann (die er sonst sehr schätzte): «C'est le couple le plus gauche que je connaisse.»

An der Tafel des Fürsten Metternich wurde Liszt von dem Gastgeber über Cherubini befragt; er erwiderte: „Es ergeht Cherubini wie dem Erzherzog Karl; er macht die besten Pläne und verliert die Schlacht."

Einer jungen, von ihm besonders verehrten Freundin, welche ihm die Neigung des Übertritts zum Katholizismus anvertraute, sagte er: «Vous avez la religion du beau et du bien, gardez-la, c'est la meilleure.»

Seinen Kindern empfahl er für ihre Briefe, anstatt Überschwenglichkeiten, «des faits et des dates», wie er in der Erziehung den größten Nachdruck auf gesunden Menschenverstand legte.

Fürstin Carolyne Wittgenstein, welche sich viel mit Theologie abgab, hatte sich zur Zeit der Entstehung des Unfehlbarkeitsdogmas in heftige Opposition dagegen begeben. Da trat Liszt eines Tages

zu ihr herein mit der Frage: «Voulez-vous rester à Rome?» Erstaunt bejahte sie. «Alors je vous conseille d'être prudente. Cela vous fait de l'effet, quand vous avez trente évêques dans votre salon; mais je vous previens, qu'il y en aura huit cent au concile, et que tous seront pour l'infallibilité.»

«Je n'aime pas Rome»: in diese Äußerung faßte er alle Eindrücke und Enttäuschungen, die er dort erlebt, zusammen.

Obgleich er alles gab, was er hatte, und so gut wie besitzlos starb, sagte er: «Je ne me fais pas d'illusion sur la charité.»

«J'aime tant la paix, que je commettrais des bassesses pour la maintenir, si je ne savais que les bassesses la compromettent le plus.»

Überbeflissene Anhänger sagten ihm nach einem seiner Konzerte, soundsoviele Gegner hätten heuchlerisch in seinem Orchester gespielt. Er unterbrach dies: „Ich liebe Heuchler, welche in meinem Orchester mitwirken", mit dem Widerwillen, den er gegen jede Zuträgerei, ob wahr oder unwahr, empfand.

„Es ist nicht Beatrix, welche Dante gemacht hat, sondern Dante Beatrix": erwiderte er auf übertriebene Ansichten über die Einwirkung der Frauen auf große Männer.

Als Frau Wesendonck ihre Niederlassung in Dresden für Berlin aufgab, frugen einige, welchen

Kreis sie dort finden, welche Stellung sie einnehmen würde: «Ambassadrice de l'idéal», warf er halb scherzend, halb ernst hin.

«C'est une parvenue qui ne parvient pas», sagte er von einer ungeschickt ehrgeizigen Frau.

Von einem ihm nahestehenden jungen Mädchen meinte er: «Elle est comme un papier à musique bien rayé; reste à savoir qui inscrira son thème là-dessus.»

Zur Zeit wo das Thema der unverstandenen Frau im höchsten Flor war, verbat er es sich mit den Worten: «La femme incomprise est celle qui ne comprend pas assez qu'on la comprend trop.»

«Surtout pas de sacrifices!» war der Ausruf, den man von ihm hören konnte und aus dessen Heftigkeit zu entnehmen war, wie teuer die Opfer, die ihm gebracht wurden, ihm zu stehen kamen.

„Wo du nicht bist, da ist das Glück", bezeichnete er einmal humoristisch als: «Maxime de bonheur conjugal.»

«J'ai une triste conception de l'amour», konnte man ihn hin und wieder ausrufen hören.

Über die Untreue eines Gatten aus einer sonst glücklichen Ehe meinte er: „Das ist eine Parenthese, welche dem laufenden Text nichts benimmt."

Über das gleiche Thema meinte er ein anderes Mal: «C'est une distraction.»

«Il serait de mes amis, si j'en avais», sagte er von einem Manne, den er hochschätzte.

Am Schluß seiner Tage, den Lauf der Dinge betrachtend, sagte er: «Je ne crois plus qu'au veau d'or.»

«Mundus vult Schundus»: so verwandelte er den Spruch Mundus vult decipi.

Seine Kunstgenossen benahmen sich scheu und verlegen seinen Kompositionen gegenüber. Er wußte es und meinte, dies berühre ihn nicht, da es seine Teilnahme für ihre Arbeiten nicht beeinträchtige.

Als der Meister der Aufführung des „Christus" in Weimar beigewohnt hatte, wurde Liszt mit indiskreten Fragen über den Eindruck behelligt. Er wehrte also ab: „Wagner hat mir Worte gesagt, die ich im Herzen bewahre."

Einer starken Opposition gegenüber setzte er im Herbst 1866 einen Besuch bei dem Meister in Triebschen energisch durch und sagte zu Vertrauten: «J'ai été voir Wagner et c'est ce que j'ai fait de mieux.» Über den schwermütigen Eindruck, den er dort von der Vereinsamung des Meisters erhielt, äußerte er sich also: „Das ist Napoleon auf St. Helena."

Über Scaria's Gurnemanz — eine Leistung, bei welcher das unvergleichliche Organ über die dramatische Unzulänglichkeit irrezuführen pflegte — urteilte er: «C'est un ermite d'opéra comique.» (Hierbei hatte er natürlich den dritten Akt im Sinne.)

Bei seinem letzten Aufenthalt in München traf er mit Heinrich Porges und einem spät zum Anhänger des Bayreuther Meisters Gewordenen zusammen. Er legte zutraulich die Hand auf des ersteren Schulter, indem er zu dem anderen sagte: „Ja, ja, Heinrich Porges bekannte sich zu Wagner, als noch keine Geschäfte damit zu machen waren."

Bei der Berufung Wagners seitens des Königs Ludwig II. brach er beglückt in die Rufe des Chores aus Lohengrin aus: „Ein Wunder, ein Wunder!" Und den kleinmütigen Zweiflern, welche damals kopfschüttelnd frugen, wird es Bestand haben? erwiderte er auf das heftigste: „Es wird Dauer haben."

«Je suis aussi résolu que résigné»: war sein eigentliches Motto.

ML 410 L7 W14
3 9097 00310803 3
Wagner, Cosima (Lisz
Franz Liszt; 1911.

Wagner, Cosima (Liszt)

Date Due

ML410
L7
W14

243372
Wagner, Cosima (Liszt)
Franz Liszt.

ML410
L7
W14

243372